DER KOPF ALS SCHICKSAL

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ed 424

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEO FROBENIUS

DER KOPF ALS SCHICKSAL

KURT WOLFF VERLAG
MÜNCHEN

Deutsche Kolonial-Bibliothek

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S 17/2453

Copyright 1924 by Kurt Wolff Verlag A.-G., München · Printed in Germany

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

1942/1508

48/5702

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meine liebe Maria Luisa!

Mein Mann hat mir als Weihnachtsgabe
das Verfügungsrecht über die nachfolgenden Blätter
und Bilder zuerteilt. Und so möchte ich, daß es unter
einem Namen in die Welt ziehe, der, meinem Mann
wie mir gleich lieb und vertraut, uns ein
Symbol gütiger Freundschaft bedeutet.

Aus inniger Zuneigung

EDITHA FROBENIUS

Weihnachten
1923

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DAS LIED DES GNOMEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ES WAR AM ABEND EINES HERBSTTAGES ANNO domini 1905 post Christum natum des Julianischen Kalenders. Ich stand am Ufer eines der Tausende von kleinen Gewässern, die sich zum Flusse Lulua, dann zum Strome Kassai, endlich zum gewaltigen Kongo vereinigen. Vor mir das Flüßchen geruhsam zwischen Hügeln und Büschen, auch einigen Palmen hingleitend. Im Hintergrunde das Summen der Stimmgewirre eines aufgeregten Dorflebens, – aus seiner Ruhe aufgestört durch das Eintreffen der Expedition. Ich aber war diesem Jubeln und Feilschen, der übermäßig kindlichen Glückseligkeit und der Sehnsucht, möglichst viel von den begehrten Schätzen Europas zu gewinnen, entflohen. Ein Fieber war im Anzug. Aufregendes und tief Durchgreifendes war heute zur Genüge aufgestiegen. Die Baqua Kabunda hatten so viel erzählt von der großen Zeit, als die ersten Europäer Kabassu Ba-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bu und Kassongo (Pogge und Wißmann) in ihr Land gekommen waren und alles ordneten. Sie hatten die ganze Herrlichkeit eines goldenen Zeitalters erlebt, – die Alten lachten mit seelig und tief in eine glückliche Vergangenheit versenkten Blicken, fast tränenden Auges. Dann hatten jüngere Leute gesprochen. Aber jede Silbe brach aus schwer sich lösendem Schmerz heraus. Er hatte nur gefragt: ›Was aber kam nach Kassongo und Kabassu Babu? Bula Matadi (Stanleys Name, dann Personifikation des Kongostaates und der Staatsbeamten, der Staatsbeamten und der Kompanieagenten; alles in allem die Belgier) kam. Bula Matadi kam. Er kam nicht als Freund in das Land Lubuku (Land der Freundschaft, friedlichen und gerechten Lebens; so nennen diese Eingeborenen, die Bena Lulua, die Gemeinschaft ihrer Stämme). Er forderte. Er gab nicht, er nahm nur. Wir mußten für ihn arbeiten. Wir mußten gestern arbeiten, wir müssen heute arbeiten, wir müssen morgen arbeiten. Als Lohn nimmt Bula Matadi unsere Weiber, Bula Matadi lohnt mit dem Tode. Bula Matadi ißt unser Fleisch. Bula Matadi zahlt mit unseren Schädeln. Kassongo und Kabassu Babu brachten Leben. Bula Matadi schenkt uns das Sterben. Tata Boka, du bist der Sohn Kassongos und Kabassu Babus; Tata Boka gibt uns das Leben wieder. Ich habe gesprochen.‹

Ich war an das Ufer des Flüßchens geflohen, das, ein Bild unaussprechlichen Friedens, durch die Auen zog. Der Kopf war heiß, das Blut hämmerte an den Schläfen. O du herrlicher Frieden der Natur! Du furchtbarer Unfriede der Menschheit. Das Herz lag mir wie ein Stein auf der Seele und das Fieber murrte in düsterem Rhythmus. Und voller Sehnsucht dachte ich zurück an die lieblichen Träume meiner kindlichen Sehnsucht! Ich sah mich als kleines Kind ein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schlummern im Schoß einer alten Nubierin, eingelullt vom hämmernden und fauchenden Werke einer nubischen Silberschmiede; ich hörte das Schnurren der Spindel, sah die mächtigen Frisuren der herumstehenden Burschen, vernahm das Gurgeln der unzufriedenen Kamele. Der erste, ein fernes Lebensziel befruchtende Sonnenstrahl in der Kinderseele!

Ich sah mich als Knaben, behende eine Reisebeschreibung unter die lateinische Grammatik schiebend, weil die Schritte des Vaters sich näherten.

Ich sah mich als Jüngling beim Kerzenlichte über Auszügen und Karten gebückt die Wanderungen der Forscher durch Innerasien und Amerika folgend, erlebte wieder meinen Zorn über die rauhe Not und Zerstörung unter den Tritten der Konquistadoren, durchzitterte lebenden Herzens wieder die romantische Erlebniswelt eines Reinhold Forster und James Cook, duldete mit Marko Polo, predigte mit David Livingstone und staunte mit Stanley und Schweinfurth und Wißmann.

Dann zwölf Jahre Arbeit.

Nur mit dem einen Ziel:

Selbstsehen, selbsterleben!

Das Glück der Menschen finden!

Zwölf Jahre harter Arbeit!

Jetzt aber jährte es sich in wenig Wochen, daß ich zu dieser ersten Fahrt endlich, – endlich, – endlich hatte aufbrechen können. Die Forschungen sollten sich denen meiner deutschen Vorgänger Pogge, Wißmann, Mechow, Wolf, Kund, Tappenbeck, v. François, Müller anschließen. Erst war die Wanderung durch die Wälder des Westens geführt, dann hatte ich mich mit meinem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Assistenten, dem Kunstmaler Hans Martin Lemme, den Kassai hinaufgepirscht, hatte das noch nicht festgelegte Stück des Kassailaufes erforscht, war im Norden bei den kunstreichen Bakuba gewesen und hatte im Süden die Grenze nach Angola aufgesucht. Und nun trennten uns nur noch wenige Marschtage von Wißmanns Luluaburg, jener Station, die er auf Anraten Pogges mitten in das Herz des Kassaibeckens gelegt hatte, – in das Land der prächtigsten aller Negervölker, der zierlichen, klugen, kunstfertigen, dichterisch hochveranlagten Bena Lulua, – im Bannkreise des treuesten und biedersten aller Luluafürsten, des Kalamba, des Kalamba Munene (munene = groß), der mit seiner prächtigen alten Schwester Sangula Meta einen tiefreligiösen Kultus eingeführt hatte. Jetzt war ich bei den Bena Lulua angelangt.

Was aber hatte ich in diesem nun bald ablaufenden Jahre erlebt, – ich, der ausgezogen war, das in Europa hinsiechende Glück bei den Naiven zu finden?

Die Waldvölker des Kuilu hatten uns mit Pfeilen empfangen, uns zum Kriege gezwungen, weil sie nicht wollten, daß die Kautschuk- und Menschenräuber Bula Matadis in ihr Gebiet kamen und weil sie uns zuerst für seinesgleichen hielten.

Den mittleren Kassai hatte ich auf weite Strecken menschenleer gefunden; – die Stämme waren dem Machtbereiche der Dampferlinie entflohen.

Im Bakubalande qualmten noch die glimmenden Ruinen in den gebrannten Dörfern. – Bula Matadi hatte einen Bürgerkrieg ›beschwichtigt‹.

Im Süden war eine Völkerbarriere gegen Bula Matadi errichtet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich selbst hatte Augenzeuge sein müssen vom Sterben unter der Peitsche. (Vgl. L. F. ›Im Schatten des Kongostaates‹, Cap. XVI.)
Hier aber unter den Bena Lulua hörte ich vom Tode des treuen Kalamba, von der Verbannung der Edlen des Volkes. Hier sangen sie vom goldenen Zeitalter des Einst und der Zuchtrute der Gegenwart.
Wo war das Glück?
Mußte denn dieses furchtbare Europa überallhin seine Unrast, seinen Unfrieden, seine Not, sein Elend tragen?
Schwer lastete das Herz auf meiner Seele.
Dumpf hämmerte das Blut gegen die Schläfen. Das Summen im Dorfe ward schwächer. Friedlich zog das Flüßchen zwischen den anmutigen Hängen hin. Er rauschte leise.
In das sanfte Rauschen mischten sich näher kommende neue Töne.

Düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Zwischen den Büschen tauchte eine drollige Figur auf, ein zierlich kleiner Neger, ein zarter Kinderkörper, mit einem unverhältnismäßig schweren und greisenhaften Kopf darauf. Er ging ganz langsam und blies dabei eine Flöte, aber nicht so wie wir mit den Lippen, sondern mit den Nüstern. Es war das eine sogenannte Kaschiba, eine Nasenflöte.
Der greisige Jüngling sah mich nicht an, obgleich er mich gesehen hatte. Er kam langsam auf mich zu, immer blasend.

Düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Als er ganz nahe war, öffnete er die Lippen und sang mit ganz leiser Stimme näselnd:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mutu – mue
mojo – amu umue.

Dann folgte wieder das

düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Neben mir angekommen, setzte er sich auf die Erde und blies immer weiter seine monotone und doch so rührende Melodie. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sie dann mit den Worten:

Mutu – mue
mojo – amu umue.

Darauf folgte dann wieder der Flötenrefrain.

Mit diesen Worten, die die hier allerorts gepflogene Lubasprache verrieten, wußte ich trotz ihrer Einfachheit nichts Rechtes anzufangen. Wörtlich übersetzt hieß es:

Kopf einer,
Leben ein einziges.

Dieses konnte kaum der wahre Sinn sein, und so wandte ich mich nach einiger Zeit zu ihm und sagte:
›Imba!‹ (Singe.)

Der Kleine nahm die Flöte herab, sah sie einen Augenblick nachdenklich an. Dann hob er sie aber wieder auf und sang nun, immer an mir vorbei auf den Fluß sehend, mit ganz leiser Stimme ein Lied. Als ich das Lied erfaßt hatte, wußte ich, daß dem Worte Mojo nicht nur der Sinn von ›Leben‹ innewohnt, sondern auch die allerdings unklare Bedeutung von Schicksal. Dieses Lied lautete.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kalamba äh! äh!
Kalamba äh! äh!
Seht Kalamba
Wie er die Tschipulumba (Feinde der Religion Kalambas) vernichtet
Wie er Lubuku (das Land der Freundschaft) bereitet.
Es gibt viele Bena Lulua
Es hat nur den einen Kalamba Munene gegeben.
Der Mensch stirbt, aber sein Schicksal (mojo) lebt.
Ein Kopf
Ein Schicksal
düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü

Kabassu – babu – äh! äh!
Kabassu – babu – äh! äh!
Seht Kabassu – babu
Wie er Kalamba zu den Bassonge führt
Wie er Kalamba und die Bena Lulua reich macht.
Es gibt viele Menschen in Mputu
Es hat aber nur den einen Kabassu – babu gegeben.
Der Mensch stirbt, aber sein Schicksal lebt.
Ein Kopf
Ein Schicksal
düdü – dütelütütü
düdü – dütelütütü

Bula Matadi – äh! äh!
Bula Matadi – äh! äh!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seht Bula Matadi
Wie er die Steine zerbricht
Wie er die Menschen tötet.
Es gibt viele Menschen in Mputu
Es hat aber nur den einen Bula Matadi gegeben.
Der Mensch stirbt, aber sein Schicksal lebt.
Ein Kopf
Ein Schicksal
düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Bena Lulua – äh! äh!
Bena Lulua – äh! äh!
Seht die Bena Lulua
Wie sie mit einem Kopfe lachen
Wie sie mit einem Kopfe lügen.
Es gibt viele Völker am Kassai
Es gibt aber nur die einen einzigen Bena Lulua.
Bula Matadi wird die Bena Lulua vernichten
Das Schicksal der Bena Lulua wird aber weiter leben.
Die Menschen sterben, aber ihr Schicksal lebt.
Ein Kopf
Ein Schicksal
düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Ein Kopf äh! äh!
Ein Schicksal äh! äh!
Der Kopf stirbt, das Schicksal lebt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Kopf
Ein Schicksal
düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Zweimal mußte der Kaschibagnom sein Lied singen. Er tat es mit der himmlischen Geduld, die alle diese Dichter der Bena Lulua (vgl. Paideuma, S. 24ff.) auszeichnete. Dann hatte ich den Sinn erfaßt, das Wesen der Dichtung, so gut ich es vermochte, in unserer Sprache gefaßt. Hernach trollte er wieder dem Dorfe zu, immer in gleicher Weise wiederholend:

düdü – düdelütütü
düdü – düdelütütü.

Das Summen und Brummen des Ortes sog die leisen Flötentöne in sich auf. Mir blieb ein Stück Papier, ein Bild, ein Gedanke. Jahrelang bin ich dann durch fremde Länder zu immer andern Völkern gewandert. Immer wieder tauchte vor mir der kleine Kaschubaneger auf; immer wieder fiel mir sein Lied ein, sein Refrain:

Ein Kopf
Ein Schicksal!

Tagen der Krankheit und Niedergeschlagenheit folgten immer wieder Zeiten unbändigen Drängens und Aufstrebens zum Wesen der Dinge. Langsam, langsam keimte das Erlebnis des wirklichen Seins als des die Tatsachenwelt Bedingenden. Menschen und Völker zogen weite Uferlandschaften bevölkernd an der Kahnfahrt meines Lebens vorüber. Wieder und immer wieder wurde ich an das Wort gemahnt:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es gibt viele Völker am Kassai
Es gibt aber nur die einen einzigen Bena Lulua!

Und als dann unter den platten Plattformworten der moralischen Kriegshilfsmittel die Forderung auftauchte nach dem Rechte der Kleinen, nach dem Rechte des Eigenartigen, – ach, so manchesmal mußte ich da der viel weiseren Bena Lulua, des einfachen Negervolkes denken, – jener schlichten Menschen, die nicht aus dem Hirn solche Dinge ausbrüten, sondern sie aus der Reinheit kindlicher Seelen gebären.

Es gibt viele Völker am Kassai,
Es gibt aber nur die einen einzigen Bena Lulua.

So wurde es mir denn mehr und mehr zur Notwendigkeit, ein Buch einmal allein dieser Seite meiner Erlebnisse zu widmen.
Ein Bilderbuch.
Ein Buch der Erinnerung für Verstehende.
Ein schlichtes Buch der Erzählung von Seelen.
Ein Büchlein, das der tiefen Weisheit eines primitiven Volksdichters geweiht ist, – eines, das das Recht hat auf die Flagge meines Kaschibagnomen:

›Ein Kopf
Ein Schicksal!‹

In diesem Sommer, in den schicksalsschwangeren Zeiten des Jahres 1923 fand ich hierzu die Muße in meinem Heim zu München.

Leo Frobenius

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

HADJ, DIE JUNGFRAU

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

HADJ

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

IM JAHRE 1911 KEHRTE ICH AUS DEM NÖRDLICHEN Kamerun, aus Adamaua, einem herrlichen Lande im Süden des Tsadsees, zurück. Eine Ausbeute, die alle Hoffnungen weit hinter sich ließ, war geborgen und glitt unter der sorgfältigen Aufsicht eines meiner Herren über das Meer der Heimat zu; ein anderer Mitarbeiter war noch im Lande geblieben; meine treuesten Neger hatten es unternommen, mir einiges Wichtige quer durch den Kontinent nach Ostafrika zu senden, da neidische welsche Augen nach dem Gewinn deutscher Wissenschaft schielten und mir wie gegen alle Grundlagen herrschenden Rechtes zu rauben suchten, was zu rauben war. (Vgl. »Und Afrika sprach«, Bd. I.) Darauf hatten sich, – wie das in solchem Falle immer eintritt, – die Stimmen der regierenden Macht Englands in Nigerien geteilt. Einige Männer waren empört über den mir erwiesenen Unbill, und einer von ihnen stiftete mir einen namhaften Betrag zu irgendeiner Fortsetzung meiner Forschung. Da aber andere Geister an ihrem Groll festhielten, so schien es mir diplomatischer, mich dem mir überall folgenden Auge der Times zu entziehen und – zu verschwinden. Das heißt ohne großes Aufsehen zu erregen, mich nach Ostafrika, nach dem Ostsudan zu begeben und die Sendung meiner Leute im Ostsudan aufzunehmen.

Als der Spezialist der Times mich zum Interview auf dem Dampfer der Elder Dempster Linie vor Las Palmas aufsuchte, – war ich verschwunden. Der Vogel war über Nacht ausgeflogen.

Ich war inkognito.

Anscheinend gewinne ich über mich immer die besten Aufschlüsse, wenn mein inkognito gewahrt ist. Als ich in Uniform unter dem Namen eines türkischen Generals am Ende des Jahres

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1915 in Damaskus weilte, klärte ein sehr bekannter deutscher Gelehrter meine Offiziere und mich (mit vielen Knicksen vor seiner Exzellenz) darüber auf, daß Leo Frobenius ein sehr begabter, aber ganz zerfahrener, für hohe Stellung wegen Mangels an Ordnungssinn und ungenügender Methodik unfähiger Mann sei. Auf dem französischen Dampfer war es ein französischer Administrator und ebenfalls sehr ansehnlicher Mann, der mir mit dem größten Wohlwollen mitteilte, daß vor einigen Jahren ein deutscher Forschungsreisender, ein gewisser Docteur Léon Frobénius eine große Reise von Timbuktu nach der Westküste gemacht habe und damals einem Kameraden gegenüber geradezu incroyable Ansichten über die Stellung der Frauen im Gesellschaftsorganismus der Hamiten Nord- und Ostafrikas gemacht habe.

›Welche Ansicht war dies wohl?‹

›Der Docteur Frobénius hat gesagt, unter den Hamiten des Nordens, wie des Ostens herrsche, wenn auch nicht der Form, sondern vor allem auch dem Sinn nach heute noch das Matriarchat, das Recht der Frau. Der Docteur hat behauptet, die Frauen seien allein entscheidend und stimmangebend. Und, croyez le moi, er, der Docteur Frobénius hat noch dazu gesagt, das besondere Raffinement der hamitischen Frau trete ferner gerade darin zutage, daß sie die Männer dumm mache, daß sie die Männer im Glauben des eigenen Übergewichtes halte. Voilà, das hat der Docteur Frobénius gesagt. Man sollte das von einem deutschen Gelehrten nicht glauben!‹

›Ich verstehe persönlich wohl nicht sehr viel hiervon; aber, Kommandant, wollen Sie mich nicht vielleicht aufklären, was beson-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ders gegen die anscheinend verfehlte Ansicht meiner Landsmänner spricht?‹

›Gerne, gerne! Die Sozialwissenschaft hat mein Hauptinteresse. Ich schreibe darüber ein Buch. Beachten Sie z. B. die Stellung der Frau bei den Hamiten Nordostafrikas. Die Frau tut dort alles; sie hat die ganze Arbeit auf ihrem Rücken. Der Mann ist Hirt; sonst tut er nichts. Ich wiederhole es, er tut nichts. Aber mehr noch. Er schreibt der Frau den ganzen Lebenswandel vor. Das beginnt mit der frühesten Jugend. Sie wissen, daß das eigentliche Lebensgebiet der Frau die Liebe ist. Jedes Weib ist geborene Priesterin der Liebe; von Jugend an. Das Weib ist groß, bedeutend, entscheidend in gerade diesem; in dem sie alles geben kann; in dem sie alles sein kann: Tugend und Sünde, Teufel und Gott. Dem Weibe hierin alle Möglichkeit zur Entwicklung, zur Entfaltung zu bieten, das ist Aufgabe des Mannes, der der Höhe der Kultur zustrebt; sich alle Rechte hierin zu erobern, hierin groß zu werden, das ist Sinn der Frau, ist Lebensziel der Frau und – croyez le moi – das ist natürlich Urgefühl (sentiment originaire) des Matriarchats. Und wie ist das bei den Hamiten, zumal den Osthamiten? Hat dort die Frau auch nur die geringste Möglichkeit zur Entfaltung ihrer herrlichen Gaben behalten? – Nein, mein Herr! Auch hierin ist die Frau rechtlos, hierin wird sie unfähig gemacht, auch nur die kleinste Regung der Selbstbestimmung auszulösen. Weshalb? Weil der Mann sie von Jugend auf knebelt, knechtet, in Sklaverei erhält. Denken Sie doch nur: der Mann legt dem weiblichen Kinde schon in zarter Kindheit ein Schloß vor den Tempel der Liebe. Er allein nimmt sich das Recht, den Riegel vor der Kühlung seiner Begierde zu öffnen. Und hat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er seinem Sehnen Genüge getan, will er die Frau für längere Zeit verlassen, so verschließt er wieder das, was er keinem andern männlichen Wesen erlauben will zu erleben! Hélas, mein Herr, ist das das gelobte Matriarchat des Docteur Frobénius? Ist das Freiheit der Frau, Herrschaft der Frau, Entfaltung des weiblichen Prinzips in der Gesellschaft bis zur entscheidenden Macht? –‹

›Ich verstehe, Sie meinen mit dem Verschluß die Sitte des Vernähens und gelegentliches Auftrennen bestimmter Organe!‹

›Aber natürlich, mein Herr! Die furchtbarste Brutalität, die der Mann am zartesten Teil der Natur ausüben kann. Dies ist barbarisch, grauenvoll; dies ist vom Teufel! Die Frau wird verschlossen! Da, wo sie Priesterin, Göttin sein sollte, machte der rohe Egoismus, die gemeine Herrschaft des Mannes sie zur Sklavin, zur erbärmlichen Bettlerin, zur Dulderin! Gedenken Sie der Schmerzen, die die Arme ertragen muß – o über die Hypothesen dieses Docteur Frobénius! Man sieht gut: er ist sehr gelehrt. Aber er ist ein Deutscher! Auch Sie werden mich nicht verstehen!‹

›Nicht ganz, denn was Sie erwähnen, ist doch nur physischer Natur.‹

›Oh, Ihr Deutschen!‹

In Marseille trennten wir uns. Drei Tage später hatte ich an Bord des deutschen Dampfers ›Großer Kurfürst‹ mit meiner Frau und meinem Bruder Hermann, dem Kunstmaler, Plätze gefunden und wieder wenige Tage später glitten wir auf einem Kiel der Chedivien Mail durch die Fluten des Roten Meeres. In Port Sudan betrat ich endgültig wieder den afrikanischen Boden, den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich wenige Wochen vorher im Westen, in Lagos, verlassen hatte. Und dann westwärts Ohoi! Kartum, Sennar, El Obeid, mitten hinein in das Herz des Ostsudan, in die breite Auswirkungsfläche osthamitischer Kultur. In El Obeid, einst der Stadt des Mahdi, in dem Lande zwischen Rotem Meer und Tsadsee schlug ich unser Lager auf.

In wenigen Tagen war das deutsche Lager zum Mittelpunkte eines neuen Lebensinteresses geworden. Die sehr geschickten nubischen Dolmetscher hatten schnell begriffen, daß es nunmehr galt, Erzähler alter Märchen, Kenner der Sagen aus vergangenen Zeiten und scharfsichtige Reisende aus den Ländern des Westens aufzutreiben. Die Tagebücher füllten sich. Die Niederschriften der Märchen (vgl. Atlantisausgabe bei Eugen Diederichs, Bd. IV) schwollen an. Fürstliche Foraner aus dem Westen, schlichte Nuba aus dem Süden und geschichtskundige Fundj, ja sogar Abessinier aus dem Osten strömten aus und ein. Nur eine Aufgabe wurde hier erschwert, wie ich das in den Ländern des Westens nie erlebt hatte. Mein Bruder hatte es übernommen, mein Archiv durch eine Anzahl von Porträts charakteristischer Volkstypen zu vermehren. Die Leute hier wollten aber nicht ›sitzen‹. Sie fürchteten den ›bösen Blick‹. Die Furcht vor dem Blickzauber, vor dem Scheelblick beherrscht hier alle Welt so stark, daß keine Speise ohne einen schützenden Strohdeckel hin- und hergetragen würde, daß kein Mensch es wagte, sich dem scharfen Augenmerk eines andern länger auszusetzen, als es dringend notwendig war. Das allein schon bewies, daß ich mich im Machtbereiche osthamitischer Kultur befand. Es war also eine der größten Schwierigkeiten, dem Maler geeignete Modelle zu beschaffen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Besonders schmerzlich empfand ich es, daß es schier unmöglich schien, eines der jungen entzückend graziösen Nomadenmädchen mit den frechen Näschen, den stolz getragenen Köpfchen, den reichen Bernstein- und Perlgehängen – die unendlich kokett von der rotbraunen Haut abstachen – vor die Staffelei zu bringen. Dieses schien so schwer, daß mein Bruder und die Dolmetscher schon drauf und dran waren, diese Aufgabe aufzugeben. Doch das Glück war meinen Wünschen auch hier hold.

Es war an einem späten Nachmittage. Meine Frau und mein Bruder waren ihrer Gewohnheit gemäß schon vor einer Stunde auf hohem Sattel in die Steppe hinausgetrabt. Ich empfand heute nach stundenlangem Märcheneintragen eine um so peinlichere Ermüdung, als für den Abend noch weiterer Besuch mit reicher Auskunft in Aussicht stand. Somit beschloß ich, der Stimme der Natur und dem Beispiel meiner Begleiter zu folgen. Die Kamele waren schnell gesattelt und dann trabte auch ich mit unserm angesehensten Dolmetscher, dem alten M'hamd Sakhai, hinter mir, in die Buschsavanne hinaus.

Es war eine herrliche Stunde. Erde und Sträucher, Gras und Bäume strömten so balsamischen Duft aus, wie solches nur die Steppen Afrikas vermögen. Mit dem Weichen der schweren Hitze des Tages hatte sich erst eine müde Schlaffheit ausgebreitet, etwas wie gebrochene Widerstandskraft in dem zähen Willen der schwer atmenden Natur, mit den letzten Säften das Leben gegen die mörderischen Strahlen der Sonne zu verteidigen. Nun aber regte sich mit der ersten Kühle des Abends ein scheues Aufblicken. Die stachlichen Büsche hoben die Spitzen der Zweige. Die Blätter streckten sich gewissermaßen noch einmal, ehe sie sich zur Nacht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zusammenfalteten. Unwillkürlich atmete auch der Mensch erleichtert auf. Die Überspannung des Tages wich. Das Auge glitt erlebnisbereit über die Steppe.
Aber die Steppe bot wenig Aussicht auf ein kleines Abenteuer. Die letzte aus der Ferne herzuströmende Karawane hatte schon seit einer Stunde im Außenlager der Hauptstadt Einzug gehalten. Lustige Räuberbanden gab es in dieser Nähe El Obeids nicht, und die Hirten waren nach unserer Erfahrung entweder zu langweilig oder dem Europäer abgeneigt, so daß in ihren Zelten wenig Überraschungen zu erwarten waren.
So ließ ich denn gleichgültig ein kleines Viehlager seitwärts des Weges liegen und schenkte ihm keine Beachtung, bis ich wahrnahm, daß aus dem Kraal eine weibliche Gestalt kam, die den Weg dem Hauptweg zu einschlug und stark im schrägen Winkel unserer Richtung zuschritt. Aber auch diese Figur erregte erst mein erhöhtes Interesse, als plötzlich ein junger Mann hinter einem Busche hervor und ihr in den Weg trat. Der Mann sperrte der Frau den Weg. Er sprach schnell unter hastigen Bewegungen. Das weibliche Wesen reckte sich hochmütig auf. Es streckte die Hand aus und strich mit einfacher Bewegung gewissermaßen den Mann aus dem Wege. Der Mann schrie irgend etwas. Das Weib wiederholte die Geste. Der Mann duckte sich ein wenig, dann drehte er sich um und verschwand mit gesenktem Haupte wieder hinter seinem Busch.
Das Weib aber schritt, ohne sich weiter um den andern zu kümmern, auf ihrem Wege fort. Sie kam kurz vor uns an den Kreuzweg, und nun konnte ich sehen, daß es ein etwa 15jähriges Nomadenmädchen von prächtiger Gestalt war. Im Profil fiel das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mandelförmige Auge auf. Als sie sich umwandte, sah ich erst, daß sie von vorn durch ihren sanft verschleierten Blick ungemein anziehend und wohl sogar schön wirkte.
Bald war ich mit meinem Kamel neben ihr und wechselte mit ihr den Wandergruß. Als sie mich ansah, erkannte ich, daß es ein selten schönes Hamitenmädchen war.
Sofort war mir klar: Dies war ein ausgezeichnetes Modell für meinen Bruder. Ich rief den alten Dolmetscher; er kam näher heran.
›M'hamd, frage dies Mädchen, ob sie meinem Bruder erlauben will, sie zu malen.‹
Der alte M'hamd erschrak sichtlich.
›Herr, es ist die Tochter eines Scheiks.‹
›Macht nichts; du weißt, ihr geschieht bei uns nichts; sie erhält ein schönes Geschenk; frage sie.‹
›Herr, jeder weiß, daß ihr bei uns nichts geschieht. Aber ich fürchte für dich!‹
›Ich werde den Vater aufsuchen. Ich leiste Bürgschaft.‹
›Herr, der Scheik wird ihr nichts wehren. Aber dieses Mädchen ist Hadj.‹ (Im gewöhnlichen Sinne des Wortes so viel wie heilig, auch wohl Ausdruck für Mekkapilger.)
›Nun, M'hamd, ihre Heiligkeit wird nicht berührt und uns höchstens besser machen.‹ Lachend setzte ich hinzu: ›Denn sie ist jawohl – verschlossen‹.
›Vollständig, Herr! Aber –‹
›M'hamd, du bist langweilig. Frag' jetzt.‹
Das Mädchen ging unbekümmert um unser Gespräch neben uns. Der Dolmetscher näherte sich ihr. Er sprach sie an. Er fragte sie.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Mädchen sah mich einen Augenblick mit etwas lauernd berechnendem Blick an. Dann sagte Hadj: ›Ich komme.‹
Am andern Morgen erschien Hadj bei uns im Lager. Zwei Matronen begleiteten sie. Die alten Damen hockten sich in einem Winkel nieder.
Mein Bruder begann seine Arbeit.

Mein Bruder war unendlich befriedigt. Hadj erwies sich als ein ungewöhnlich geduldiges und stets williges Modell. Erst wurde sie en face, dann im Profil porträtiert. Uns Europäern war sie eine liebenswürdige und stets fröhliche Gefährtin. Meiner Frau trug sie Schleier, Schemel und Schirm nach. Mit meinem Bruder neckte sie sich, was um so lustiger war, als keiner mehr als drei Worte von der Sprache des andern verstand oder lernte. In den Pausen kam sie zu mir, hockte neben den Märchenerzählern nieder und wußte mich durch naive kindliche Schelmerei zum Lachen zu bringen.
Ganz entgegengesetzt wirkte Hadjs Anwesenheit auf unsere dunkelfarbige Umgebung. Wo Hadj auftrat, verschwand der freundliche Schein auf den Gesichtern. Die Diener schielten ihr ängstlich nach und gingen ihr aus dem Wege. Aber nicht nur unser eigenes kleines Völkchen brachte dem Mädchen dies eigentümliche Benehmen entgegen. Auch unsere Besucher zogen sich stets fast ängstlich von ihr zurück. Wenn sie den Raum betrat, in dem die Alten ihre Märchen vortrugen, war der fröhliche Fluß der Unterhaltung sogleich abgebrochen und solange das große Kind anwesend war, nicht wieder in rechte Bewegung zu bringen.
Am auffallendsten aber war mir, daß sogar der wenig skrupellose

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und in allen Dingen wenig heikle Teil der Bevölkerung El Obeids Hadj mit der gleichen Reserve behandelte. Ich hatte, um die Tänze zu studieren, mir für einige Zeit fünf Tänzerinnen engagiert, die uns jeden Tag mit ihrem Spiel erfreuten. Und sie, diese Priesterinnen einer sehr vergnüglichen Venus, brachten Hadj die gleiche Ablehnung entgegen, wie der Adel des Landes. Sie weigerten sich, in Hadjs Gegenwart zu tanzen.

Ein mit dem Wesen des Orients vertrauter Reisender wird es stets vermeiden, auf bestimmten Gebieten Unnötiges zu fragen. Wohl lag mir in diesem Falle die Frage oft genug auf der Zunge. Ich unterließ es stets. Was man erfahren kann, erfährt man, früher oder später.

Während acht Tagen weilte Hadj vom Morgen bis gegen Abend bei uns. Dann hatte mein Bruder sie nicht mehr nötig. Andere Modelle waren gefunden. Bald war Hadj vergessen. Als wir von El Obeid abreisten, dachte wohl niemand mehr an sie.

Wir traten die Wanderung nach Norden an. In Omdurman schlug ich das zweite Lager auf. Mein Bruder blieb hier noch einige Wochen lang bei uns. Dann veranstaltete ich ein großes Abschiedsfest. Nubische Tänzerinnen, singende und spielende Schilluk, Dinka, Nuba, Fundj, ein herrlich gebackenes Lamm, schönes Kisra und an die zwanzig Zuspeisen erlabten uns Augen, Ohren, Gaumen und Herz. Dann reiste mein Bruder ab.

Es war am Tage nach der Abreise meines Bruders.

Ich saß in meinem Arbeitsgemach mit der Reinschrift von Tagebuchnotizen beschäftigt. In einem Winkel hockte der alte M'hamd Sakhai, immer gewärtig, etwa unerwartet auftauchende Unklar-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heiten aufzuhellen. Tiefes Schweigen und die drückende Schwüle des anbrechenden Frühlings erfüllte den Raum. Nur die kratzende Feder, das geblätterte Papier.

Plötzlich atmete der alte M'hamd laut auf: ›Bismillah!‹ murmelte er vor sich hin.

Ich achtete nicht darauf. Nach etwa 10 Minuten wiederholte sich der fromme Stoßseufzer, der nun schon deutlich erkennbar ein Dankesgebet war.

Wiederum Schweigen. Dann ein drittes: ›Bismillah!‹

Nun war es klar. Der alte Herr hatte etwas auf der Seele, was herunter mußte.

›Was gibt es denn, mein M'hamd?‹

›Herr, ich denke an Hadj und ich danke Allah, daß dein Bruder nach Norden abgereist ist.‹

Nun wurde es interessant. Ich legte die Feder weg, deckte ein Löschblatt auf das neu Geschriebene und lehnte mich bequem zurück. Denn man muß dem Orientalen, der etwas erzählen will, in breiter Geste die Aufnahmebereitschaft erweisen; das verkürzt die Präliminarien.

›Von Hadj sprichst du. Hadj war ein schönes und gutes Mädchen.‹

Energisch ablehnendes Kopfschütteln: ›Herr, schön ist sie, gut ist sie nicht.‹

›Woher weißt du das?‹

›Herr, es ist so.‹

Usw.

Endlich: ›Herr, wenn dein Bruder nicht abgereist wäre, hätte sich etwas Schlimmes ereignet! Hadj hat den bösen Blick. Hadj hat schon viele Männer getötet.‹

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und dann entrollte der Alte mir das Bild echt osthamitischen Familien- und Frauenlebens: Hadj war schon als Kind einem angesehenen Jüngling verlobt. Hadj konnte den Bräutigam nicht leiden. Hadj fesselte mit ihrem ›Blick‹ einen andern Jüngling. Der andere ermordete den Bräutigam. Der neue Verehrer bewarb sich um Hadj. Hadj ergriff mit ihren Augen zwei ältere Männer, Brüder; die beiden schafften eines Tages den zweiten Jüngling beiseite; dann säte Hadj wieder mit den Blicken arge Eifersucht zwischen den Brüdern und wußte durch immer neue Unternehmungen erst diese beiden, dann zwei Vettern und dann einen reichen alten Kamelnomaden unter die Erde zu bringen. Von dem Kamelnomaden brachte sie außerdem noch die umfangreiche Erbschaft in das Lager des Vaters. – Und Hadj war noch nicht älter als 15 Jahre. – Und Hadj war verschlossen, bedingungslos unberührt. Hadj teilte mit den Männern das Lager. Aber sie ward nicht Frau. Und um das Böse in ihr von sich selbst fernzuhalten, schmeichelte man diesem unfaßbar Bösen mit den Worten: die Heilige.

Der alte M'hamd geriet in aufgeregtes Erzählen. Der verzaubernde böse Blick, blutige Dolchstiche, Würgen und Gift, alle Möglichkeiten des Ausbruches wahnsinniger Leidenschaften kreuzten den Lebensweg dieses reizenden Kindes, das mit halb verschleierndem Blick so anmutig zu lächeln verstand.

›Aber um alles in der Welt, M'hamd, das ist ja schrecklich! Kommen derartige Geschichten in Kordofan häufig vor? Und wo ist solches nur möglich; wo die Frau doch so streng abgeschlossen und verschlossen gehalten und die Frauen gar nichts, die Männer aber alles zu sagen haben!‹

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

›Herr, wie wenig wißt Ihr von den Bedaui!‹ ‚Der Mann alles zu sagen! Die Frau nichts zu sagen?‘ Ist das Verschließen der Frauen denn ein Schutzmittel? Herr, es gibt hier ein Wort, das ist wahr. Das lautet: ›Die Frau hat die Sitte des Verschließens erfunden, damit sie alles nehmen kann und nichts zu geben braucht.‹ Damit wird die Frau zur Herrin der Macht. Und, Herr, du wirst doch wissen, wie dumm jeder Mann wird, sobald er sich verliebt.‹ –

In diesem Augenblick fiel mir der Administrateur auf dem französischen Dampfer und seine Philippika gegen den Docteur Léon Frobénius ein. Schade, daß er dieses Gespräch nicht miterlebte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER GAST GOTTES

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

EIN GAST GOTTES

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

WÄHREND DES WINTERS VON 1913 ZU 1914 ZOGEN WIR durch den Sahara-Atlas, dann in die Sahara. Im Frühjahr kehrten wir nach dem Norden, nach Algerien zurück. Der Gegensatz wirkte sich schroff aus. Dort im Süden die monumentale Ruhe der Fels- und Wüstenlandschaft, das Starre der Palmenwelt, das Schweigen der gewaltigen Felsbilder an den Bergwänden – der ernsten Zeugen geschichtlich nicht mehr faßbaren Tiefe. Die wenigen Menschen selbst wetter- und wüstenhart, als Herren unbeugsam herrisch, als Dienende unsagbar gott- und schicksalsergeben. Die gleiche Menschenart seit Jahrtausenden.

Hier im Norden an den Abhängen des Mittelmeeres dagegen ein fröhliches, glückliches Knospen und Blühen, lustige Weinberge, zierliche und üppige Gärten. Dazwischen Ruinen aus allen Zeiten. Dort Dolmengräber der jungen Steinzeit, Mauern aus der Periode der Bronze, Ägäisches, Karthagisches, Römisches, Byzantinisches, Arabisches. – Alles das aber nun überzogen von einer Schicht modernen Treibens. Spanische und französische Emigranten, maltesische Handwerker, italienische Bauern. In den Dörfern moderne Kirchen, in den Städten neuzeitliche Häuser und Plätze. Alles beweglich, immer darauf vorbereitet, durcheinanderzuwimmeln gleich den Bewohnern eines Ameisenbaues. Bald gab ein großer Markt oder eine politische Volksversammlung oder eine Prozession, oder ich weiß nicht was sonst noch alles, jedem Gelegenheit, sich zu bewegen, sich an der Unruhe zu beteiligen, jedenfalls das Alltagsleben zu durchbrechen.

Nie mehr als in jenen Wochen ist mir der Unterschied zwischen Orient und Okzident aufdringlicher in die Augen gedrängt – und nie wurde mir auch die Überzeugung von der Unbeständigkeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

okzidentalen Wesens, von seiner Eintagsfliegennatur bewußter. Alle – alle, Ägäer wie Karthager, Römer wie Byzantiner haben in diesen Ländern mit all ihrem Machtwillen nichts hinterlassen als – Ruinen.

Mich widerte diese anmaßliche ›Moderne‹ an.

Ich floh die Stadt Algier und zog mit meiner Frau und dem Expeditionsassistenten Kunstmaler Baron von Stetten in das hohe Djudjurragebirge, dessen Bergland von dem klugen, aber wenig freundlichen Berbervolk der Kabylen bewohnt wird. Die französischen Beamten warnten mich vor meinem Vorhaben, einige Wochen mit diesen Leuten zu verbringen. Nicht mit Unrecht, denn diese Berghamiten sind wohl ein fleißiges Volk, aber hinterhältig und grausam, verschlagen und gewinnsüchtig, rachsüchtig und gewalttätig. Einst hatten diese Völker als freies Volk alle die herrlichen Gelände der tieferen Landschaft allein bewohnt, jetzt waren sie durch Europäer und Araber in dieses schutzbietende Gebirge gedrängt. Dies verteidigten sie als letzten Alleinbesitz mit allen Mitteln. Sie stellten hier aber ein Stück ganz eigentümlichen Orientes dar. Im Lebenskampf und im ständigen Zurückgedrängtsein war ihr Charakter aber nicht besser geworden.

Die Zeit des Aufenthaltes in den Bergnestern gestaltete sich mehr und mehr zu einer der ergebnisreichsten meiner afrikanischen Wanderjahre. Allerdings galt es, die Ansprüche an äußere Reize und Bequemlichkeiten des Lebens auf ein Minimum zu reduzieren. Die Mahlzeit mit dem stets gleichen Kuskus (eine schmierige Polentavariante), der mit Holzlöffeln gemeinsam aus einer immer unsaubern Schüssel geschöpft wurde, war wenig appetitreizend; das Nachtlager in den elenden stickigen Lehmbuden,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das stets mit einer Übermacht von Ungeziefer geteilt wurde, nichts weniger als erquickend, und der Verkehr mit einer Gemeinde, wo jeder ein Spitzbube und Schurke ist und dennoch als Gentleman behandelt sein will, auf die Dauer etwas angreifend.
Aber was heißt denn das!
Unsereinem brauchen nur Laute aus urzeitlicher Dichtung vernehmlich, Bruchstücke von Linien gewachsenen Stiles erkennbar oder Bewegungen urwesentlichen Kulturkeimens grifflich zu werden, um Schmutz, Wanzen und Hunger zu vergessen und dem schlimmsten Schnapphahn behaglich die Hand zu drücken – natürlich immer mit dem klaren ausgesprochenen Notabene: Mein Herz, du bist ein Lump, aber doch ein stilklarer.
Solches und ähnliches hatte ich meinen Kabylenfreunden nun schon recht oft und sehr deutlich gesagt, meist unter versöhnlichem Lachen, aber doch so, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Die Freundschaft ward so eine herzliche. Die Barriere zwischen zwei Welten der Moral aber alle Tage höher und fester. Zuletzt ward sie so beängstigend für meine Leutchen, daß sie den Versuch machten, sie aus dem Wege zu räumen. Es kam zu einer Entscheidung, in der ich – fürs erste eine schwere Niederlage bezog.
Wie das geschah, soll das Nachfolgende erzählen.

An jedem Tage versammelte sich etwa zwei Stunden vor der Dämmerung in der Lehm- und Steinbude, die mein Arbeitszimmer darstellte, eine Gesellschaft älterer, aber deshalb doch nicht weniger würdiger Männer. Das waren die Alten, die durch Erzählungen von Märchen, Urmythen oder Legenden noch einen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Obulus als Surplus der Tageseinnahme einheimsen wollten. An besagtem Tage war die Versammlung besonders stark. Es waren einige, sonst nicht zugänglich gewesene Hochansehnliche darunter, und von dieser seltenen Genossenschaft ging schon, ehe noch ein Wort gefallen war, ein halb obstinates, halb angriffsbereites Fluidum aus, welches ich mit innigem Behagen wahrnahm. Denn endgültige Erschließung der Seele geht in meinem Berufe und unsereinem als Europäer niemals von absoluter Unterwürfigkeit, sondern stets von dem Willen zum Rechte der Anerkennung des Eigenen aus.

Der Beginn des Scharmützels war bezeichnend.

Es wurde ein Mann in den besten Jahren vorgestellt, der soeben aus Frankreich zurückgekehrt war. Er war mit einer hübschen kleinen Last von altem Kabylenschmuck, der in der Tat zum Teil entzückende Formen hat und aus Silberarbeit mit Korallenbesatz besteht, über das Meer gefahren, war einige Monate als Händler in Paris gewesen und nun mit einem hübschen Beutel voller Fünffrankstücke zurückgekehrt!

In der Vorstellung war also schon der Angriff vorbereitet, und ich fing ihn vergnügt auf: ›So, du warst in dem schönen Frankreich! Was hast du erlebt? Wie hat dir Frankreich gefallen?‹ – Und breit mit deutlich zum Ausdruck gelangendem Behagen an der Stellung eines nun Weltkundigen und Erfahrenen berichtete der Mann in tadellosem Französisch von den schönen Städten und reich gekleideten Menschen, von den wohlbestellten Ländern und den schönen Frauen (vergnügliches Grinsen!), von dem Luxus und der Maschinenarbeit. Auch Fabriken hatte er gesehen und dazu die Werkstätte eines Silberarbeiters. Alles das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hatte dem Bergwildling sehr behagt und gefallen. Er schilderte es in warmen Farben und mit dem Ausdruck uneingeschränkter Anerkennung. Aber das alles war offenkundig nur Vorbereitung, Anlage eines Hintergrundes, um am Schluß mit ungeheurem Effekt (allein schon rhetorisch: bis dahin hatte er mit erhobener Stimme gesprochen, um den Endsatz ganz leise und melancholisch abzuheben) die schlichten Worte zu sagen: ›Aber Ihr seid nicht fromm!‹

Das aber war der Angriff. Er war ernst. Der Orient zog den Okzident zur Verantwortung. Mochte es also sein. Dieses Gefecht versprach wertvolle Aufklärung. Also: ›Mein Freund, so sage mir, wie du zu dieser Überzeugung gekommen bist.‹

Der andere: ›In Frankreich sind die Bettler verachtet.‹ Ich unterdrückte meine Verblüffung. Auf alles mögliche andere hatte ich mich vorbereitet, auf dieses nicht. Aber es hieß Gleichmut wahren. Demnach sagte ich: ›Ich glaube, du hast recht, aber erzähle mir, was dir das besagen will.‹

Sieghaft strahlend blickte er in die Augen der Gesellschaft. Kurz – aber vielsagend. Der Welterfahrene aber sagte: ›Auch in Frankreich bitten die Armen – um Gottes willen –. Und doch mißachtet man sie. Wir aber nennen jeden, der eine Gabe im Namen des guten Gottes erbittet einen – Gast Gottes –. Wir ehren ihn. Das ist unsere Frömmigkeit!‹

Pause.

Einer sagte ganz leise, wie vor sich hin: ›Bei uns erzählt sogar das alte Märchen davon.‹

Das war mein Fall. ›Willst du so freundlich sein, mir dieses mitzuteilen?‹

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann räusperte sich.
Er wiegte wie nachdenkend den Kopf hin und her. Dann trug er das Märchen vom ›Gast Gottes‹ vor (vgl. Atlantisausgabe I).
Der Inhalt dieser Erzählung ist eine warmherzig schlicht großzügig anerkennende Fürsprache für den Frommen, Demütigen, für den Sünder und Bekenner. Es ist ein Thema, das auch der europäischen Legendenwelt nicht fremd geblieben ist.
Das Märchen erzählt, wie ein Mann, der sich und seine Frau stets mühsam mit einem Brote für jeden Tag durchgeschlagen hat, beschließt, zu Gott zu gehen, ein Gast Gottes zu werden und Almosen zu heischen. Er machte sich also auf den Weg.
›Der Gast Gottes kam auf seinem Wege eines Tages zu einem Manne, der hatte seit neunundneunzig Jahren gebetet und alle Leute sagten: ›Das ist ein sehr frommer Mann, und er wird sicher einen herrlichen Platz im Paradiese erhalten.‹ Der Gast Gottes kam zu diesem Manne und bat ihn um ein Abendessen. Gott gab dem großen Beter an diesem Tage aber ein Weizenbrot und ein Gerstenbrot. Als es nun Abend war, lud der große Beter den Gast Gottes zum Mahle ein, und er gab ihm das Gerstenbrot zu essen, verzehrte selbst aber das Weizenbrot, denn dieses war auch für ihn eine seltene Speise, die er sehr liebte. Gott aber erzürnte darüber, daß der große Beter sich selbst das Bessere genommen hatte.
Der Gast Gottes verließ den großen Beter am andern Tage, bedankte sich und sagte: ›Ich will weiter wandern auf meinem Wege zu Gott.‹ Der große Beter sagte zu ihm: ›Wenn Gott dich anhört, so frage ihn auch, welchen Platz im Paradiese er mir bestimmt hat.‹

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Gast Gottes kam auf seinem Wege eines Tages zu einem Manne, der hatte neunundneunzig Menschen getötet und die Menschen sagten von ihm, ›das ist ein ganz schlechter Mensch, den Gott in die Unterwelt werfen wird‹. Der Gast Gottes kam zu dem großen Würger, bat ihn und sagte: ›Ich bin auf dem Wege zu Gott. Ich bin ein Gast Gottes.‹ Der große Würger sagte: ›So hast du nichts zu essen?‹ Der Gast Gottes sagte: ›Nein, ich habe heute nichts zu essen und keine Stätte, mich zum Schlafen niederzulegen.‹ Der große Würger sagte: ›Wenn es dir so schlecht geht, will ich dir wenigstens einen guten Tag bereiten, denn ich bin imstande dazu.‹ Und der große Würger schlachtete einen feisten Hammel und hieß seine Frauen das beste Essen bereiten. Er aß mit dem Gast Gottes, er gab ihm aber die besten Stücke und sagte: ›Du hast selten etwas Gutes. Dir soll dies ein Festtag sein.‹ Nachher machte er dem Gast Gottes das eigene Lager zurecht und warf sich auf das Stroh und sagte bei sich: ›Ich kann es ja alle Tage gut haben.‹ Als Gott das sah, lachte er und sagte bei sich: ›Und diesen halten die Menschen für einen Schlechten.‹

Am andern Tage bedankte sich der Gast Gottes und wollte gehen. Der große Würger sagte aber zu ihm: ›Du bist auf dem Wege zu Gott. Sprich, wenn du zu ihm kommst, nicht von mir, denn ich werde seinerzeit in die Unterwelt geworfen werden, und wenn du vor Gott meinen Namen erwähnst, wird er nur ergrimmen und gegen dich übel gesinnt sein, weil du mit mir Verkehr übtest.‹

Und der Gast Gottes ging weiter und weiter und kam zuletzt zu Gott, und er sprach zu Gott, und er sagte alles, was er auf dem Herzen hatte. Gott aber antwortete: ›Jeden Tag, solange du den-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ken kannst, hast du von mir ein Brot erhalten, das genügte, um dich und deine Frau zu ernähren. Da du hiermit nicht zufrieden warst, wirst du auch nie mehr erhalten, solange du auch noch leben wirst. Du hast auf deinem Wege zu mir einen großen Beter getroffen, von dem die Menschen glauben, er werde nach seinem Tode in das Paradies versetzt werden. Diesen großen Beter werde ich aber in die Unterwelt werfen. Du hast von dem großen Würger gesprochen, der dich reichlich bewirtet hat, und hast gezeigt, daß du dankbar bist. So will ich dir denn auch sagen, daß dieser große Würger, den die Menschen für sehr schlecht halten, von mir in das Paradies gesetzt werden wird. Kehre heim!‹

Der Gast Gottes machte sich auf den Heimweg und kam wieder zu seiner Frau, und er hatte wie früher tagtäglich ein Brot. Eines Tages ward seine Frau aber guter Hoffnung, und sie schenkte ihrem Gatten einen Sohn. Nachdem der aber einige Tage alt war, saß die Frau eines Tages mit dem Kinde in der Sonne und als sie den Fuß aufhob, lag darunter ein großer Reichtum an Gold. Sie rief ihren Mann und zeigte ihm den Reichtum. Der Gast Gottes schrie vor Freude und rief: ›So hat Gott gelogen, denn Gott sagte mir, ich würde nie mehr als ein Brot jeden Tag haben. Jetzt aber bin ich ein reicher Mann, und ich werde zu Gott gehen und ihm sagen, daß er gelogen hat.‹

Der Gast Gottes machte sich auf den Weg und kam zu Gott. Gott sah ihn und sprach: ›Du irrst, weil du ein Mensch bist. Dieses Gold gehört nicht dir, sondern deinem neugeborenen Sohne. Ich habe es diesem geschenkt, weil du damals der Wohltat, die der große Würger dir erwiesen hat, in Dankbarkeit gedachtest und davon sprachst, obgleich du glauben mußtest, ich würde

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

darüber erzürnen. Nun aber hast du an mir gezweifelt und deshalb mußt du alsbald sterben. Kehre heim.‹
Der Gast Gottes trat den Rückweg an. Als er zu seinem Gehöft kam und die Schwelle überschreiten wollte, fiel er tot zu Boden.‹

Eine Pause trat ein.
Der Weltfahrer unterbrach das Schweigen: ›Das ist unsere Frömmigkeit.‹
Ein anderer nickte: ›Der Gast Gottes wird geliebt und geehrt in jedem Haus, das dem Islam dient.‹
Ein dritter mit düsterer Stimme aus dem Hintergrund: ›Auch ich bin ein Gast Gottes.‹
Dieser dritte erregte sofort mein höchstes Interesse. Er war ein mächtig breit und stark gewachsener Mann in den besten Jahren. Seine grauen Augen verrieten Lebensklugheit und Daseinswillen. Schon mehrfach war er bei mir gewesen. Immer hatte er sich im Hintergrunde niedergekauert und hat stillschweigend an unseren Unterhaltungen teilgenommen. Niemals war bisher mehr über seine Lippen gekommen als der Gruß des Kommens und der des Gehens. Wenn dieser jetzt sprach, so bedeutete das augenscheinlich den Einsatz eines besonders schweren Gedankenstoßes. Also dann: ›Ich selbst habe noch jeden von euch geehrt und geachtet nach seinem Wesen. Laß also Frankreich und gib dich erst selbst mir kund als Gast Gottes. Denn ich kenne dich nicht.‹
Die grauen Augen lagen fest und unbeirrt auf meinem Gesicht. Mit sicherer Ruhe blickte er zu mir. Keine Wimper zuckte. Die Leute zwischen ihm und mir rückten zur Seite. Er saß nun weit hinten, aber als Abschluß eines Ganges, der den Raum zwischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mir und ihm trennte – eines Ganges, dessen Wände die Masse von etwa zwanzig zur geistigen Entscheidungsschlacht bereiten Männern bildeten.

›Herr,‹ sagte er, ›auch ich bin ein Kabyle. Du weißt nun schon viel von uns. Wir Kabylen sind fleißig. Einige sind Bauern, einige Handwerker, viele Händler. Viele reisen als Händler durch Frankreich bis an die Grenze Deutschlands, das uns stets die Aufnahme verweigert. Sie kehren wohlhabend zurück wie dieser hier, der heute zurückkehrt. In meiner Familie sind alle Männer wohlhabend. Auch ich besaß vieles und wurde in meiner Jugend ein reicher Mann genannt. Ich war ein Landmann und hatte gute Felder, Gärten und Vieh. Dazu einen Sanduk (Holzkiste) mit Stoffen und Geld. Ich heiratete. Ich arbeitete. Ich hatte einen Sohn. Eines Tages war meine Frau verschwunden, sie war einem Araber gefolgt. Die Stoffe und das Geld hatte sie mitgenommen. Wenige Tage später starb mein Sohn. Da verkaufte ich meine Gärten und Felder, handelte Waren ein und zog nach dem Süden. In Tugurt eröffnete ich einen Laden. Ich verkaufte und kaufte. Eines Tages überschlug ich meinen Besitz und fand, daß ich mehr besaß als vorher. Mein Herz trieb mich in die Heimat. Ich verkaufte alles und zog mit meinem Besitz nach Norden zurück. Bis in die Gegend von Konstantine kam ich. Da fielen mich arabische Wegelagerer an, verwundeten mich und raubten all mein Habe. Mühsam schleppte ich mich heim.

Mein Vater lebte noch. Zu ihm ging ich. Ihm erzählte ich alles. Mein Vater sagte: ‚Es ist Allahs Wille!‘ Ich genas. Ich arbeitete auf den Feldern meines Vaters und meiner Brüder. Ein Ansehen hatte ich. Mein jüngster Bruder war mir wohlgeneigt. Ich ging

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu ihm und sagte: ‚Sei mir geneigt; leihe mir Waren, denn ich kann so nicht weiter leben. Wir wollen den Gewinn teilen!' Mein Bruder sagte: ‚Es ist recht.' Mein Bruder gab mir; ich kaufte Waren und zog wiederum als Händler von dannen. Ich ging nach Osten, nach Kairuan. In Kairuan eröffnete ich einen Laden. Ich verkaufte und gewann. Ich reiste nach Tunis und kaufte neue Waren. Ich kehrte nach Kairuan zurück. Ich wurde ein wohlhabender Mann.

Eines Abends schloß ich meinen Laden und ging in die ferne Moschee, um zu beten. Nachher ging ich aus der Stadt an der großen Mauer entlang, um die Annehmlichkeit des Abends zu genießen. Ich traf zwei Mauren, die sich stritten. Sie riefen mich zur Schlichtung. Ich trat herzu. Ihr Handel war einfach. Sie waren bereit, sich zu einigen. Sie wollten einen Vertrag abschließen und baten mich, ihr Zeuge zu sein. Wir gingen in mein Haus, um den Vertrag aufzusetzen. Ich bot ihnen Kaffee. Als ich mich umwandte, schlugen sie mich von hinten zu Boden. Ich verlor den Verstand. Als ich wieder zu mir kam, war ich bewußtlos, waren die beiden Fremden fortgelaufen und meine Kästen geleert. Ich war besitzlos. Ich hatte nun nichts mehr.

Da wußte ich, daß Allah nicht wollte, daß ich reich werde. Erst war ich ein Niedergeschlagener, dann aber ward ich ein Gast Gottes. – Das ist zwölf Jahre her. Seit damals bin ich ein Gast Gottes. Alle meine Brüder sind reiche Leute, und ich bin ein Gast Gottes. Meine Brüder sind geehrt und geachtet in ihrer Heimat. Ich aber bin nur ein Gast Gottes und doch mehr geachtet und geehrt als sie – wo auch immer die Menschen unsere Sprache reden und eine Moschee steht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich habe kein Haus, aber wo eine Moschee steht, da habe ich ein Lager.
Ich habe kein Besitztum, aber wo ich auch hinkomme, empfange ich Nahrung und Kleidung und würdigen Empfang.
Ich habe keinen Beruf, aber wo immer eine wichtige Botschaft zu übermitteln ist, und ich in der Nähe bin, empfange ich Auftrag und Arbeit, wenn auch nie festen Lohn.
Gott hat seine Priester und ist bei diesen zu Gaste. Ich aber bin ein Gast Gottes, und alle Kabylen achten mich.
Sieh, Herr, so ist es bei uns.
Wir sind ein frommes Volk.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE RÄUBER

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

MAURISCHE RÄUBER

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DREIMAL ERSCHLOSS SICH MIR IM SUDAN UNERWARTET der Charakter des afrikanischen Mannes: zum ersten in einer den Rassenkampf überwölbenden Geschwisterliebe; zum zweiten im Sang der Barden vom alten Heldentum; zum dritten in einem alle negerhafte Lethargie überwindenden Hasse des Heidentums gegen den Islam. – Hier das Erlebnis von der Geschwisterliebe.

Im Spätherbst des Jahres 1907 war die D. I. A. F. E. (Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition) den Senegal, dann die Sudanbahn heraufgefahren. In der jüngsten Metropole französisch Innerafrikas, in Bamako am Niger, hatte ich die Station aufgeschlagen, die den Namen Sanssouci führte – womit gesagt sein sollte, daß die gesamten Schwierigkeiten, die diese Expedition durch die Länder der uns so wenig liebenden Nation erfahren mußte, mir keine Sorge bereiten könnten. Und in der Tat führten wir in Sanssouci ein erstaunlich reiches Leben, wurden fast täglich freudig erschüttert durch Eindrücke großen Formates, hatten täglich Erfahrungen und Belehrungen hohen spezifischen Gewichts aufzunehmen. Meine Lunge, die auf den langen Wanderungen im tropisch warmen und feuchten Klima des Kongostaates an schweres Arbeiten gewöhnt war, begann hier im weiten Steppenlande sich zu dehnen und zu schwellen, und oft schien es mir, als müsse der für solche Ausbreitung eines Innenlebens allzu schmal gewordene Brustkasten unter diesen gewaltigen Spannungen bersten.

Tagtäglich fielen Erlebnisse gleich Beilhieben in die Vorstellung des einheitlichen Afrika und spalteten durch wachsenden Riß. Dort Kongo und Wald und Enge. Hier Niger und Steppe und Weite. Dort Müdigkeit und hinsiechende Kraft im Erhalten ur-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alter, durch Inzucht lebensschwach gewordenen Kulturseins. Hier sprungbreite Frische, machtvolles Bewußtsein von großer Vergangenheit, vor allem ein Kulturwerden, in dem wachstumsgleich die Ablösung im Tragen schwach Gewordenen durch zuchtstark Hoffnungsfreudiges erfolgte. Auch in der Steppe verbraucht die Kultur Völker und Menschen, wenn auch nicht annähernd so schnell und intensiv, wie die Waldgelände. Aber während die Waldgelände neue Zufuhr nur von dem auch nicht gerade hervorragend kräftigenden südafrikanischen Plateau bezogen, erhielt der Sudan von jeher Lungen- und Herzkraft aus der Sahara – der Wüste –, also einer Landschaft höchster Zucht. Seit Jahrtausenden rieselt der afrikanische Kraftborn aus der Sahara in den Sudan und erhält damit die Kraft zur Kultur frisch. Dadurch gewinnt das Leben im Sudan ein großes Format.

Von größerem Format ist hier alles Schicksal, das der Völker und das der Menschen.

Vor allem hart umrissen und scharf geprägt ist das Wesen der zwei großen Gegenspieler in allem, was die beiden Landschaften Sahara und Sudan hervorbringen. In der Rasse, dem Blutsmäßigen ebenso wie in der Kultur, dem Paideumatischen, Seelischen. In der Sahara zähe, nervig sehnige Menschen aus dem Leben, das gleich einer Perlkette von Entbehrungen und Nöten verläuft, gehen nur widerstandsfähige, leidenschaftliche, unbändig willensstarke Menschen der Tat hervor. Den Taten der Einzelnen entspricht aber niemals Wille zum Gemeinsamen, zum Ausgleich im Sinne eines Ineinandergreifens der Kräfte. Nie setzt die schnelle Tat sich um in Arbeit zum Ständigen. Die Sudaner dagegen muskelstark, vierschrötig, behäbig, arbeitsam. Die Arbeit und über-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haupt das Leben gehen hier aus von der festgegliederten Ordnung der Verhältnisse. Besitz und Gesellschaft, Arbeit und Kunst sind nur denkbar als Eigenart hochentwickelter Organität. Und als hohe Pflanzen saugen diese Kulturen, ausgedrückt als Staaten, Weltanschauungen und Wirtschaftsformen die Völker, die sie tragen, verhältnismäßig schnell aus – schneller noch als in unseren gemäßigten Zonen. Ermüden die Träger, dann drängen gar bald die wilden Menschen der Tat aus dem Norden herein – die Tuareg oder Berber, die Mauren – und ergreifen Besitz von den hohen Gütern der Kulturreichen und Ermatteten – den Songhai, den Mande, den Haussa. Der Saharer trägt frisches Blut hinein, der Sudaner nimmt es in sich auf. Die Assimilierung geht schnell vor sich.

Solches Kräftespiel bereitet eine Leidenschaftlichkeit vor, die dem Europäer in seinen speziellen Formen so gut wie unausdenkbar ist. Aus den alten Dichtungen (vergl. Atlantisausgabe, Bd. VI) schreit sie dem staunenden Hörer entgegen. Aus den Geschicken des Lebens der Einzelnen wird es jedem, der es für wert erachtet, solches zu belauschen, noch deutlicher werden. Schon während des ersten Aufenthaltes in Bamako mußte sich dies mir aufdrängen. Ich will das hier belegen mit der Wiedergabe des Berichtes über die Schicksale zweier Brüder, die mir bald als Vertreter der zwei typischen Varianten der sogenannten Mauren vorgestellt wurden. Diese beiden Männer, Ali und Bukari, wurden mir im Laufe meines mehrmaligen Aufenthaltes gute Freunde. Sie sahen so ungleich aus, wie nur Brüder in diesen Ländern sein können, denn der eine, der ältere, konnte als typischer Vertreter der Berberrasse bezeichnet werden, während der jüngere von einem jeden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als Neger in Anspruch genommen werden konnte. Langsam im Laufe ihrer Unterhaltungen erhielt ich sehr gute Berichte über die Geschichte dieser Burschen, deren Schicksal so deutlich aus klarer Rassenzugehörigkeit sprach, dieser Entgegensätzlichkeit der Rassensymptome, die sie zu dem gemacht hatte, was sie waren – zu Mördern aus Liebe.

Der Vater der beiden Burschen wurde Musa Ibn Sadi genannt, das war ein angesehener und wohlhabender Mann. Musa Ibn Sadi zog jedes Jahr mit reichen Ladungen von Gummi an den Senegal und strich auf den Handelsstationen seinen Gewinn ein. Als er bei Jahren war, nahm er Hat'ma, eine reiche Berberin, zur Frau und gewann mit ihr festen Aufenthalt in der Umgegend von Ras el Ma. Nach einiger Zeit wurde Ali aus dieser Ehe geboren. Musa Ibn Sadi zog Jahr für Jahr mit seinen Leuten zum Einsammeln und Verkaufen des Gummis. Sein Vermögen wuchs. Er wurde angefeindet. Mehrfach mußte er sich und seine Transporte schwer verteidigen, eines Tages sogar gegen seinen neidischen Schwiegervater, den er erschoß. Das brachte Zwist in seine Ehe. Fatma war ein zänkisches Weib. Musa Ibn Sadi war das ständig wachsende Hauselend bald satt. Eines Tages kaufte er sich einen schönen Besitz im südlichen Bakunu. Ein alter Ulussu (höriger Neger) übernahm die Leitung der Landwirtschaft. Nun residierte Musa Ibn Sadi bald in Ras el Ma bei Fatma, bald in Bakunu bei seinem Ulussu. Als Ali acht Jahre alt war, nahm Musa Ibn Sadi den Sohn zum erstenmal mit nach dem Bakunu.
Ali fühlte sich das erstemal schon sehr, sehr glücklich. Auch ihm ward das ständige Keifen der Mutter zur Qual, trotzdem sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihm gegenüber meist ›süß war, wie die Milch der Kühe‹. Hier in Bakunu lernte Ali den Frieden kennen. Der alte Ulussu hatte eine prächtige alte Frau und ein allerliebstes etwa 16jähriges Töchterlein mit Namen Njelle. Die alte Frau verhätschelte den Knaben, das Mädchen spielte mit ihm wie eine Schwester. Ali war unglücklich, als er nach Ras el Ma zurückkehren mußte. Der Vater aber sagte: ›Du kannst jedes Jahr einmal hierher kommen, aber du gehörst zu deiner Mutter.‹

Der Vater selbst hatte dem Spiele der ungleichaltrigen Kinder im Hause des Ulussu zugeschaut. Er sah die still-gütige Frau des Hörigen. Er sah das zierlich bescheidene Wesen des Mädchens. Sein Auge fiel auf Njelle. Das Mädchen blickte ihn freundlich an.

Musa Ibn Sadi machte Njelle zu seiner Tara-Mussu (Kebsweib). Njelle gebar einen Knaben, der wurde Bukari genannt. Als Ali zum drittenmal nach dem Bakunu zurückkehrte, sah er Njelle als Mutter seines Bruders, und die ganze Liebe, die der Knabe vom erstenmal an aus dem Frieden im Hause des Ulussu geschöpft hatte, floß nun zusammen in einer leidenschaftlichen Hingabe an das kleine Kind. Und dieses blieb so.

Auch diesmal kehrte Ali nur widerstrebend mit dem Vater nach Ras el Ma zurück. Dort empfing sie sogleich das Kreischen der Mutter. Ali mußte es anhören, wie die Mutter den Vater beschimpfte. Er stand am Kamel und war mit der Lösung der Gurte beschäftigt. Er hörte, wie die Mutter schrie: ›Du Herumtreiber, du schlechter Mann, du Zerstörer meiner Familie!‹ Er hörte das und sah den Vater schweigend und still dastehen. Der Knabe stand auf, ergriff den Vater bei der Hand und sagte: ›Komm, laß uns zu Njelle zurückkehren.‹ Der Orkan brach nun erst mit voller

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gewalt los. Er wütete tagelang. Alle Männer und Frauen des Lagers zitterten. Eines Nachts kam Hat'ma an das Lager des Sohnes. Sie weinte und schluchzte: ›Mein Ali, gehe nicht wieder mit dem Vater in das Haus der Njelle. Sieh, ich will dir heute schon alles schenken, was ich besitze, meine Rinder, meine Kamele, meine Schafe. Aber bleibe für immer bei mir.‹ Ali sagte: ›Ich werde mit dem Vater sprechen.‹ Hat'ma schrie: ›Du bist meine Sache, du hast nichts mit dem Vater zu reden!‹ Und Ali stritt mit der Mutter. Er stritt mit ihr viele Nächte. Er ging zum Vater und sprach mit ihm. Der Vater sagte: ›Das ist Angelegenheit deiner Mutter. Ich habe hierin kein Recht.‹

Ali lief in die Wüste. Er trieb sich tagelang zwischen den Akazien umher. Er verspürte nicht Hunger und Durst. Ali ward gesucht. Die Leute fanden ihn unter einem Busch. Er ward ohnmächtig. Ali war sehr krank. Die Mutter pflegte ihn. Er wollte nach der Mutter schlagen. Musa Ibn Sadi, der Vater, hielt ihm die Hand fest. Er drückte den Jungen auf das Lager nieder. Er sagte: ›Du verschlägst dir das Leben (im Jenseits).‹ Nur langsam wurde Ali gesund.

Ali zog dann mit andern Burschen fort in die große Steppe und hütete die großen Herden. Er sprach aber nie mit den andern. Er blieb stets für sich. Er schloß keine Freundschaft. Das währte eine ganze Reihe von Jahren. Ali befolgte den Wunsch der Mutter, den Befehl des Vaters. Er blieb im Norden. Wenn der Vater nach dem Süden aufbrach, zog er in die Wüste. So ward Ali ein verschlossener Bursche von 17 Jahren. Dann bekam er vom Vater eine Flinte, von der Mutter ein Pferd. Er ritt auf dem ersten Kriegszug mit. Es war ein Geplänkel. Aber Ali zeichnete sich aus. Er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hatte einen Kunta getötet. Alle Leute ehrten ihn. Die Mutter sagte zum Vater: ›Es wird Zeit, daß du ihn verheiratest.‹ Musa Ibn Sadi sagte: ›Sprich mit Ali; dies ist deine Sache. Die Gabe steht bereit.‹ Die Mutter beschimpfte den Vater. Sie sagte ihm, daß er zu nichts gut sei, als für eine Tara-Mussu und einen Bastard. Der Vater schwieg wie immer. Ali hörte das alles. Ali trat herzu und sagte zu seiner Mutter: ›Du beschimpfst den Vater und verjagst mich.‹ Die Mutter schrie: ›Ich tue doch alles um dich!‹ Der Vater und der Sohn gingen.

Hat'ma suchte Ali; sie traf ihn. Sie fragte ihn: ›Ali, weshalb willst du nicht eine Frau haben. Du wirst eigene Kinder besitzen.‹ Ali sagte: ›Meine Mutter, ich habe nur den einen Wunsch, das ist, meinen Bruder Bukari zu sehen.‹ – Die Mutter kreischte. Ali ging.

Hat'ma wälzte sich schreiend und schluchzend in ihrem Zelt auf die Erde. Sie hatte sich alle Kleider vom Körper gerissen. Sie riß sich mit den Nägeln tiefe Wunden in die Brust. Sie wälzte sich mit den Haaren im Unrat. Das ganze Lager kam in der Nacht nicht zur Ruhe. Musa Ibn Sadi saß vor dem Zelt auf der Erde. Ali kam herüber. Ali sagte: ›Was tust du hier, mein Vater?‹ Musa sagte: ›Ich wache, damit deine Mutter sich nicht ein Leid antut.‹ – Am andern Tage schlief Hat'ma ein. Musa Ibn Sadi sattelte sein Kamel. Er ritt mit einigen Leuten fort. Er zog in das Bakunu zu Njelle.

Als Hat'ma ausgeschlafen hatte, bereitete sie für Ali dessen Lieblingsspeise, ein in der Sandhöhle gebackenes Lamm. Hat'ma sagte: ›Wir sind alle töricht. Wir werfen uns selbst Steine in den Weg. Iß und laß es dir gut gehen.‹ Am Abend bereitete Hat'ma mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

saurer Milch und viel Sumbala eine gewürzige Kost. Hat'ma sagte: ›Wir sind nicht arm. Weshalb sollen wir darben?‹ Am andern Morgen brach Hat'ma mit zwei Sklaven und der Dienerin Kumba auf. Sie sagte: ›Mein Sohn, ich komme bald wieder. Ich will dir ein Geschenk bringen.‹ Nach zwei Tagen war sie wieder da. Auf einem Packochsen ritt neben ihr ein sehr schönes Mädchen. Hat'ma sagte: ›Diese habe ich gekauft, damit sie in Zukunft dir diene.‹ Abends war Hat'ma im Zelt mit Kumba allein. Sie hatten die Matte vorgelegt. Hat'ma sprach lange und eingehend mit Kumba. Ali sagte: ›Was will meine Mutter?‹

Am andern Morgen hörte Ali in aller Frühe die Schritte eines Packochsen im Lager. Er sah durch die Spalte neben der Mattentür. Er sah Kumba davonreiten. Seine Mutter stand vor ihrem Zelt und winkte Kumba nach. Kumba ritt auf dem Wege nach dem Süden, nach den Bakunu von dannen. Ali sprang auf.

Als Ali nachher aus dem Zelt kam, näherte sich ihm sogleich die neue Sklavin mit einem Getränk aus Milch und Mehl. Sie reichte es Ali. Die Mutter kam herzu und sagte: ›So gut sollst du nun stets bedient werden. Ich werde dir heute ein Lamm rösten lassen.‹ Ali sah seine Mutter an. Er sagte: ›Meine Mutter, dein Mund lacht, aber dein Herz ist voll schwarzer Nacht.‹ Hat'ma sagte: ›Mein Sohn, du schlägst die Hand, die dir Kühlung zuweht.‹

Ali ging den ganzen Tag nicht.

Er konnte keine Ruhe finden.

Gegen Abend trieb er sein Kamel vor das Lager und hieß einen Burschen, seiner zu warten. Als alles im Lager schlief, erhob er sich, hängte seine Büchse um und schlich von dannen. Er ging zu seinem Kamel und sattelte es. Er sagte zu dem Burschen: ›Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

richte meiner Mutter, daß ich auf dem Wege bin, die Hyänen zu töten, die meine Schafe bedrohen.‹ Ali ritt von dannen.
Ali trabte in der Richtung auf das Bakunu. Am andern Nachmittag erreichte er Kumba. Er rief sie an. Kumba erschrak. Ali sagte: ›Steige ab.‹ Beide standen auf dem Boden. Kumba weinte: ›Töte mich nicht, Ali, ich bin die Sklavin deiner Mutter.‹ Ali sagte: ›Welches ist dein Auftrag?‹ Kumba sagte: ›Deine Mutter will mit Njelle und Bukari Frieden machen. Sie hat mich mit Speise zu ihnen gesandt.‹ Ali sagte: ›Das ist gut, ich will dabei helfen. Wir reiten zusammen.‹ Ali ritt mit Kumba zum nächsten Dorf. Dort stellte er den Packochsen unter. Ali nahm Kumbas Gepäck. Er lud es auf. Er ließ Kumba hinter sich auf dem Kamel aufsitzen. So ritt er mit Kumba und der Friedensgabe Hat'mas in das Dorf Bakunu. Sie ritten tagaus und tagein. Sie langten an.
Der alte Musa war da; er half Ali beim Absteigen. Die alte Frau war da; sie eilte, Ali ein Bad zu bereiten, wie es in Bakunu Sitte ist. Njelle war da; sie brachte Ali einen Trunk. Bukari war da; er ergriff den Bruder bei der Hand. Musa Ibn Sadi trat herzu. Er war nicht freundlich. Musa Ibn Sadi sagte: ›Mein Sohn, was willst du hier?‹ Ali sagte: ›Meine Mutter sandte Kumba, um mit Njelle und Bukari Frieden zu machen. Ich nahm sie auf mein Kamel, um sie schneller hierher zu bringen.‹ Musa Ibn Sadi sagte: ›Hamdulahi!‹ Ali sagte: ›Hier ist die Speise, die meine Mutter Njelle und Bukari sendet.‹ Njelle nahm die Speise und trug sie in das Haus. Bukari lief stets neben Ali her.
Die alte Frau des Ulussu badete Ali. Bukari stand daneben. Die alte Frau hieß Ali auf einer Tara (Rohrbank) Platz nehmen. Sie hüllte ihn in Tücher. Bukari saß neben Ali. Der alte Ulussu brachte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine Schale mit geröstetem Reis. Die alte Frau sagte: ›Sogleich wird auch Njelle mit der Speise kommen.‹ Sie warteten. Njelle kam nicht. Als die Alte in das Haus Njelles kam, lag diese am Boden. Ihre Augen starrten. Njelle hatte von Hat'mas Speise gegessen. Njelle starb. Musa Ibn Sadi, Ali und Bukari und der alte Ulussu standen daneben. Bukari ließ Alis Hand nicht frei.

Njelle war gestorben. Sie standen neben dem Lager der Leiche Njelles. Alle Leute kamen hinzu. Die Frauen schrien. Ali hielt Bukari mit der Hand fest. Ali trat zu seinem Vater und sagte: ›Gib mir mein Vieh, daß ich als eigner Herr fortziehe. Laß mir den Knaben. Ich will meinen Bruder schützen.‹ Musa Ibn Sadi sagte: ›Du bist Ding deiner Mutter. Ich habe keinen Spruch in dieser Sache.‹ Ali sagte: ›Mein Vater, du wälzest Qual und Unglück auf den Berg der Schmach und des Todes.‹ Musa Ibn Sadi sagte: ›Allah il Allah. Mohammed rassul Allah! Ich schulde dich deiner Mutter!‹ Ali sagte: ›So machst du es zu deiner Sache.‹

Ali ging mit Bukari aus dem Hause. Er sattelte sein Kamel. Er bestieg mit Bukari sein Kamel. Ali ritt von dannen, dem Süden zu. Ali hielt Bukari fest in den Armen. Lange ritten sie, dann hielt Ali an. Er stieg mit dem Knaben ab. Er bettete das schlafende Kind unter einen Baum. Er selbst wachte. Als es Morgen war, hörte er die Laute trabender Pferde. Ali wußte, daß der Vater ihn verfolgen ließ, um ihn zu seiner Mutter zurückzubringen. Er lud seine Büchse.

Die Reiter tauchten auf. Als sie so nahe herbeigekommen waren, daß er ihre Umrisse erkennen konnte, legte er an und schoß. Einer der Reiter stürzte vom Pferde. Die andern aber stoben vor Schrecken auseinander. Als Ali der Leiche des Erschossenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nahte, sah er, daß dies sein eigener Vater war. Ali trug die Leiche des Vaters unter einen Baum. Dann sattelte er sein Kamel, nahm den Knaben in die Arme und ritt mit ihm weiter gen Süden.
Ali kam nach langen Wanderungen im Gebirge des Südens an. Unterwegs hatte er sein Kamel verkauft, seine guten Kleider verkauft, seine Ledertaschen verkauft. Der Knabe Bukari, seine Büchse und elende Lumpen waren sein einziges Besitztum. Eines Tages war die Not groß, Ali überfiel eine kleine Karawane. Er allein kämpfte mit fünf Leuten. Er gewann reiches Gut. Er verkaufte das im Süden und bereitete Bukari ein Gehöft. Er kaufte eine alte Negerin zu Bukaris Fürsorge. Ali wurde ein großer Räuber. Allen Gewinn brachte er Bukari. Bukari wuchs heran. Eines Tages ward Ali gefangen. Bukari kroch mit einem Messer zwischen den Zähnen dahin, wo der Bruder gefangen war. Er rettete ihn.
Eines Tages ward Hat'ma sehr krank. Sie rief Kumba und sagte ihr: ›Nimm reichlich mit dir. Suche Ali und sage ihm, daß ich gestorben bin. Alles meine gehört nun ihm.‹ Hat'ma starb. Kumba wanderte fort und fand Ali und Bukari. Ali empfing sein Erbe. Er eröffnete in einer Stadt am Niger ein Geschäft. Wenn er ausging, wurde er stets von seinem Bruder Bukari begleitet. Stets gingen sie Hand in Hand.
Ich sah sie nie anders.

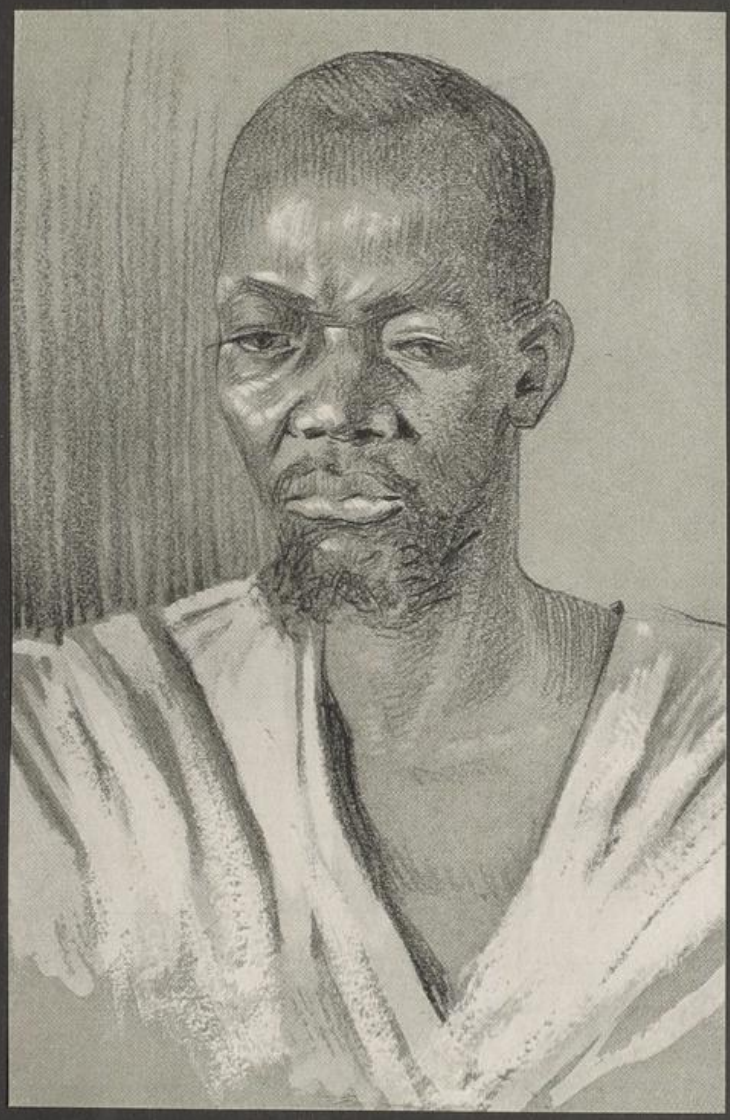
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER SKALDE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

KORONGO

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DREIMAL ERSCHLOSS SICH MIR IM SUDAN UNERWARTET der Charakter des afrikanischen Mannes: Zum ersten in einer den Rassenkampf überwölbenden Geschwisterliebe; zum zweiten im Sang der Barden vom alten Heldentum und zum dritten in einem alle negerhafte Lethargie überwindenden Hasse des Heidentums gegen den Islam. – In diesem Stücke will ich mehreres vom Skaldentum und Heldenlied berichten. –

Im deutschen Lager Sanssouci zu Bamako im französischen Sudan fluteten Wellen des Völkerlebens aus und ein. Plumpes Bauernvolk vom Stamme der Bammana, zierliche und gestriegelte Herrchen aus den Städten. Segu und Mopti, edle und geschmeidige Fulbe, schmutzige Mauren. Jede Art für sich eine eigne, alle zusammen ein Stil, der Stil des westsudanischen Kulturbeckens, das der Niger in seinem großen Bogenlaufe durchflutet. Ein gewachsener, durch sich selbst gerechtfertigter Stil großer Linie. Ein Stil, dessen Werden durch historische Tiefenblicke perspektivisch verständlich wird. Denn schon Jahrhunderte vor Christi Geburt bestand im Norden das größte Reich Gannata. Das Songhaireich entstand. Das Malireich löste es ab. So gewaltig waren diese Staaten, daß sie mit dem großen und starken Marokko Kriege führen konnten und mußten. Und wenn das Heer der Marokkaner auch äußerlich den Sieg davontrug, so vermochte der große Herrscher des Nordens doch mit seinen Truppen nicht einen Deut an der Linienführung des sudanischen Stils umzubiegen – ja die Nachkommen seiner Soldaten, die Arami, gingen ganz im Wesen westsudanischer Hochkultur auf und sind heute von adligen Mande, vornehmen Songhai und herrschenden Fulbe kulturell in nichts zu unterscheiden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hier am Niger eröffnete sich mir im Blick in die Weite und Tiefe, in das Alter und die Großartigkeit der sudanischen Kultur – in ein großzügiges Werden, für das der europäische und asiophile Forscher und Betrachter überhaupt keinen Blick übrig gehabt hatte. Denn jene wenigen Jahreszahlen sind tote Knochen, die Geschichte und sogar die Chroniken des Sudan leblose Kadaver: diese Kultur des Westsudan, sie selbst also, ist aber Leben – lichtstarkes Leben, das uns hinüberleuchtet aus Zeiten und Formen, die uns auch in unseren Räumen fossil wurden.
Denn wohl erzählt uns heute noch die Geschichte von gewaltigen Wanderungen der Völker des Nordens und ihren Staatenbildungen; dort aber wandern die Völker heute noch und erbauen aus unserer Vorzeit Neues mit Jugendkraft. Wir hören, daß es auch bei uns einst eine Zeit gab, in der die Menschen mit ihren Göttern zusammenlebten; dort unten ist dies heute noch so. Wir lesen von den Sängen der Barden und Skalden – wir lesen das in feingedruckten Niederschriften; dort aber schlägt der Sänger noch heute die Laute und singt von Heldentaten und Minneslohn, von den Taten der großen Ahnen, deren Nachkommen leuchtenden Auges ringsum im Kreise sitzen und lauschen auf diese Klänge einer Zeit und Welt, die noch nicht fossil ist – denn deren Lebensgefühl wirkt noch.
Lebt heute noch!
Lebt noch in den Skalden.

Endlich war es gelungen, Korongo, den bekanntesten und am meisten geschätzten Barden des oberen Niger in mein Spinnennetz zu treiben. Nun saß er vor mir. Da hatte ich ihn nun und – war

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zunächst gründlich enttäuscht. Eine schlappe Figur, recht schmutzig gekleidet; ein nichtssagender Kopf, die Augen matt, die Stirn in übler Laune verkraust, unter der plumpen Nase ein schmollender griesgrämiger Mund, die Stimme heiser, der Gruß unfreundlich. Auch herzliche Zusprache nützte wenig. Er erinnere sich heute an nichts. Dann endlich erklärte er sich bereit, ein Lied zu singen, wie es die Leute beim Zusammensitzen gern hören. Gut denn! Der Erfolg? Ein Loblied auf starkes Bier, auf den herrlichen Absinth der Franzosen, auf den Schnaps.
Das sollte ein herrlicher Sänger, sein Lied eine große Sache sein? – Hallo, du bist Ethnologe! Bringe mir schnell das Liedchen unter. Etwa unter die Proben der Volksdichtung? Nicht doch! Das ist eine Angelegenheit des ›Verkehrswesen‹, das gehört in die Rubrik ›Wirtschaftsform‹, in das praktische Dasein! Es ist gewissermaßen die Aufforderung, das Instrument zu stimmen. Vorzüglich!
›Bravo, Korongo, das war ein schöner Sang. Der will belohnt sein! Du bist ein Kenner, mein Freund Korongo; ich sehe es. Hallo, Karimacha. Bringe die Flaschen. Absinth und Kognak – Hennesy mit 3 Sternen. Gläser. So Korongo! Heil deinem Lied. Nun zeige, daß du nicht nur im Lied die edle Flüssigkeit zu würdigen verstehst.‹
Korongo führt das Glas zum Munde.
Korongo trinkt.
Korongo lächelt.
Dann stimmt er seine Laute ernsthaft.
›Nun etwas aus der alten Zeit. Aber vorher noch einen Schluck!‹
Korongo trinkt wieder.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sein Antlitz lebt auf. Die Falten auf der Stirn verschwinden, die Lippen werden fest, die Augenlider heben sich; sein Blick ist heller, klarer, wohlwollender. Nege und Karimacha, die beiden Dolmetscher und strengen Moslim blicken spöttisch und hochmütig auf den trinkenden Djälli, den verachteten Sänger!

Noch einmal trinkt Korongo. Dann hat er die Laute im Arm. Er singt ›Vom Anfange vor der Zeit‹. Seine Stimme trägt melodramatisch leicht singend vor. Sie ist jetzt klar und sicher. Er erzählt erst vom Urbeginn des Reiches Mali, vom Heros Sunjata. Dann trinkt er wieder und trägt nun die ersten Stücke aus dem alten Dausi vor, aus dem alten Heldenbuch: ›Das Land Wagadu war erst einmal für sieben Jahre verloren gegangen. Man wußte nicht mehr, wo es war. Dann fand man es wieder. Es trat dann aber nochmals ein Zeitraum von 740 Jahren ein, in dem es nicht mehr gefunden wurde; es war für diese Zeit verloren.‹ Das Land Wagadu, das heilige Land ward wiedergefunden. Aber Wagadus Quelle wird von dem Drachen Bida bewacht, dem jedes Jahr Mädchenopfer darzubringen sind. Dann läßt er dreimal im Jahre Gold über Wagadu regnen. Ein Geschlecht von Helden herrscht in Wagadu: Mangana Sako, der Eifersüchtige, Dajabe Sise, Dama Ngile und Mamadi Sefe Dekote, der Schweigsame. Der Sang erzählt dann weiter, wie Streit unter den Helden ausbricht, weil Mamadi Sefe Dekote, der Liebling der Frauen, mit seinem Hengste über die Burgmauer Wagana Sakes setzte und das Eherecht jenes raubte – er fährt fort und berichtet, wie Sia Jatta Bari, die schöne Sia, das schönste Mädchen Wagadus, dem Bidadrachen hingegeben werden soll. Mamadi Sefe Dekote aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erschlägt den Drachen. Er reißt Sia Jatta Bari auf sein Pferd und sprengt mit ihr von dannen. Das sterbende Haupt des Drachen brüllt seinen Rachefluch. Alle Wagaduleute rufen Wagana Sako auf, Mamadi zu verfolgen. Aber Wagana – der von Mamadi Betrogene, beteiligt sich nicht an solcher schmählichen Verfolgung des mit seiner Last beschwerten Reiters. Wagana rettet Sake. – Die gerettete Sia verschmäht nun aber die Liebe des Helden, der ihretwegen den Drachen tötete, der ihretwegen aus der Gemeinschaft der Edlen von Wagadu floh. Ja, die Schnöde kränkt ihn schwer und bitter. Darauf opfert er die Ahnungslose, so daß sie vor Scham stirbt (Atlantisausgabe, Bd. VI. S. 64–72).

Das Epos ist großzügig gebaut. Ein ernstes Sichvertiefen in den Originaltext läßt außerordentliche Reize erkennen. Schon diese erste Kenntnis – Karimacha hockte neben mir und wiederholte alles flüssig in französischer Sprache – ließ außerordentlich feine Empfindlichkeit und den Takt innerlichsten Rittertums erkennen. Die Feinheit der Ehre, die es unmöglich macht, den Schänder seines Rechtes zur Rechenschaft zu ziehen, weil der Gekränkte zufällig aus dem Munde ein Wort der Furcht vernahm – die Vornehmheit, die es dem Gekränkten verbietet, den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen in einem Augenblick, in dem er zum Kampfe behindert ist – der Zorn des Helden, der die undankbare und boshafte Geliebte seinem Pferdeburschen ausliefert – das alles eine Fülle von Ausdrücken edelster und starker Männlichkeit ohne jede Überschwenglichkeit.

Dazu Korongo – wie er dies vortrug! Die Stimme modulierte, die Gesichtszüge mimten in zierlichen Nuancen einzelne Worte und Gesten, der Vortrag, zögerte oder schnellte, senkte sich und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwoll. Wahrlich ein gewaltiges Heldentum, eine lebendige Epik, und ein naturgeborener Künstler, dieser Korongo!
›Sia blieb vor Scham den ganzen Tag über im Hause. Sie wagte sich nicht heraus. In der Nacht aber schlich sie hinüber in ihr eigenes Haus und starb daselbst vor Scham!‹ – Pause. Korongo läßt mit einem letzten Griff die Saiten schnellen: – ›Das war das Gericht Mamadi Sefe Dekotes über Sia Jatta Bari.‹ – Schweigen! Stumm und staunend blicken die beiden Moslim auf den niederen Barden. Korongo trinkt. Korongo ruft: ›Hoch! Die Zeit der Ganna, der Helden! Damals tranken Adlige (Horro) und Djalli (Barden)!‹ Korongo trinkt. Nun leuchten seine Augen. Jetzt spricht er mit voller Stimme, erzählt von Burgen und Helden, von Kämpfen und Minne, von edlen Frauen und kunstfähigen Barden. Ein Leben warm und voller Blut, an Stil klar und rein wie Quellwasser; Formate und Dimensionen. Und nichts von dichterischer Flausenmacherei, sentimentalem Schwindel und schmierigen Überschwenglichkeiten! – Mit leuchtenden Augen hocken die zwei Moslim und blicken zu dem Sänger empor. Die Macht großer Schöpfung hat ihren Hochmut gebrochen.
Korongo aber ist nun betrunken. Er streicht den Gewinn ein, wankt zum Tore hinaus und murmelt noch mit letzter Kraft: ›Alle großen Djalli sind betrunken.‹

Solches wiederholte sich nun lange Zeit hindurch Tag für Tag. Morgens erschien Korongo als ein Bild verkaterten und vertrotteldelten Lebensüberdrusses. Mittags erfolgte ein Erwachen. Am Abend sprühte er. Einige Stunden hernach ging er trunken von dannen. Ich jedoch hatte schwere Not, im Verlauf der verstrei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

chenden Nacht, das Tags über Vernommene und Notierte zu kontrollieren, Unklarheiten festzustellen, neue Fragen vorzubereiten, das endgültig Gewonnene in die Reinschrift zu retten. – So taumelten wir durch Tage.

Denn wir taumelten beide, Korongo im Rausche des Alkohols, ich unter der Zaubermacht ungeheuerlich großen und gewaltigen Kulturlebens. Das Erschauern, das sich der Entdecker beim erstmaligen Anblick des Niger, des Sambesi, der großen Seen und des Kongo bemächtigte, kann nicht erschütternder, die Steigerung ihres Pulsschlages nicht stürmischer, das Gefühl der Dankbarkeit für die Begnadung, die Ehrfurcht vor überwältigenden Reizen der Herrlichkeit und der Gewalt der großen Umwelt nicht demütiger gewesen sein, als alles das, was ich in jener Zeit erlebte, in der sich mir das Land, das Reich, die Welt der gewaltigen Vergangenheit des Westsudan erschloß. Ich war trunken.

Und Korongo war trunken.

Die Trunkenheit Korongos war mir aber bald nichts Eigenartiges, etwa gar Abstoßendes mehr. Sie gehörte in das Gesamtbild dieses Lebens der Vergangenheit. Sie war gleich dem Rausch aus Opferdämpfen, der zu der Priesterin des Orakels aufsteigen muß, daß ihr Sinn abgewendet werde vom Irdischen, daß er sich erschließe der Offenbarung des Göttlichen. Gewiß, Korongo hatte Recht. Alle großen Djalli müssen jeden Abend betrunken sein! – Heute sicher – weil das große Leben als Tatsächlichkeit ja der Vergangenheit angehört. Ob früher? In der alten Zeit, in den Tagen der Taten, der Ganna, der Helden, da gab es den Rausch des Erlebnisses, den Blutrausch. Sie selbst, die Helden, waren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ja zu den Taten befähigt durch solchen Rausch. Wo die Klinge der Schwerter und die Spitze der Speere in den Leib der Gegner zucken, wo Atem und spritzendes Blut kämpfender Menschen zusammenfließen, wächst herrliches Mannestum aus seliger Trunkenheit. Der Barde der Nachwelt aber bedarf der Erhebung durch starkes Getränk. Des Ritters Sänger trinkt.

Und wo er nicht trinkt, da versiegt der Born himmlischer Gnaden. Korongo sprach: ›Du fragst mich nach dem Namen anderer Djalli, die noch Weiteres wissen? Es ist schwer, solche zu finden. Barden gibt es viele. Aber sie trinken nichts mehr und sie können deshalb nicht mehr singen. Du willst nach dem Süden reisen; du wirst nach Kankan kommen; du wirst den alten Hansumana Kuate treffen. Er ist der älteste Djalli. Als er jung war, sang er wie ein Erzengel des Islam (– habe ich sonst nie gehört, daß nach afrikanisch-islamischem Glauben die Erzengel singen!), aber nun ist er alt und sehr fromm geworden. Er macht den Salaam fünfmal am Tage; er ist streng; er trinkt nicht mehr; er kann nicht mehr singen. Das wirst du erleben!‹

Ich erlebte es.

Ich kam nach Kankan und besuchte den alten Hansumana Kuate. Er war ein ehrwürdiger Greis. Groß und vornehm war sein Benehmen, sein Gestus. Er war sauber gekleidet. Sein Antlitz zeigte die edle Ruhe abgeklärten, innerlich tiefen Greisentums – die Ruhe des ohne Erregung dem Grabe Zuschreitenden. Er war gern bei mir. Er konnte Stammbäume aufzählen, er konnte Heimatland und Geschick der Sippen und Stämme angeben. Er kannte die Reihen der Könige und Fürsten. Alles das trug er aus den Schätzen eines ungemein reichen Gedächtnisses heraus gerne vor.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber jedesmal, wenn ich wieder auf meine alte Bitte kam: ›Erzähle mir etwas von der Zeit der Ganna, aus den Heldenbüchern,‹ – jedesmal schüttelte er als Antwort lächelnd den Kopf und sagte: ›Als ich jung war, wußte ich davon. Ich sang gerne. Aber nun bin ich alt. Meine Seele ist zu matt hierzu, sie kann sich nicht mehr zu diesem erheben!
Ein Skalde, der nicht mehr trinkt, kann nicht mehr singen!‹

Etwa dreiviertel eines Jahres später fuhr ich mit der Expedition auf einer kleinen Flotte von Schiffen auf dem Wasser des mächtigen Niger nordwärts in jenes Gebiet, in dem das alte Heldenleben sich abgespielt hat. Der Strom hat eine mächtige Bahn hineingeschnitten in ein flaches braunes Land mit grünem Teppich. Zwischen der grünen Decke und dem Wasser ein sehr breiter Saum gelblich hellen Sandes. Aus dem Sande ragen hier und da mächtige im Sonnenschein rot prangende Hügel wie riesige Schildkröten empor. Jeder leidlich geübte Blick muß erkennen, daß diese Rotköpfe nicht Natur, daß sie Menschenwerk sind. Und es ist mächtiges Menschenwerk, genau so stilklar und formfein in diese Landschaft hineingefühlt, wie die Pyramiden in die des Nillandes. – Dieses sind die Gräber der Heldenzeit. Gräber von Helden, Fürsten, Fürstinnen.
Ach, wie barmte ich hier um Namen, um Sang, um Aufschluß! – Aber kein Djalli mehr im Lande!
Endlich aber fand ich einen Mann, einen Alten, der kein Barde war(?), aber davon erzählen konnte. Es war Fongo Saki in Diarra. Man brachte ihn im Triumph in das Lager am Ufer. Aber Fongo Saki war mißmutig. Er schmollte wie ein Kind – bis eine Flasche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sichtbar wurde. Auch Fongo Saki trank also – wenn er auch kein Djalli war. Nach einiger Zeit taute er auf. Ja, er konnte erzählen vom Helden Samba Ganna, der da mit Annalja Tu-Bari in jenem mächtigen Rotkopf bestattet war. Aber er mußte bei einigen weiteren Gläsern nachdenken, bis er sich gut erinnerte.

Dann erzählte er von Annalja Tu-Bari, der schönen, jungfräulichen Fürstin, die nur den zum Gatten nehmen wollte, der das zerstörte Reich ihres Vaters wiederherstellte, der schönen Fürstin, die nie lachte – von dem Helden Samba Ganna, der das ganze Nigerland Landschaft nach Landschaft im Zweikampf gewann und verlehnte – vom Siege Samba Gannas über die Feinde der nie lachenden schönen Herrin – von Samba Gannas Bitte um ein Lächeln – von der übermenschlichen Forderung Annaljas – von Samba Gannas Todeskampf – vom Bau der Riesengräber durch Annalja Tu-Bari – von ihrem ersten Lachen, letzten Willen und schönen Tod. – ›Die achtmal achthundert Fürsten und Ritter zogen aber jeder in einer Richtung, kämpften und wurden große Helden.‹ – (Atlantisausgabe VI, S. 72–75.)

Der Diarra Fongo Saki erzählte es. Er sprach fest und klar. Erzählung und Getränk rissen ihn fort. Nachher begann er mit einem Mauren einen Streit über Himmel und Erde. Abends taumelte er schwer berauscht über den weißen Sand dem Dorfe zu.

Gute Barden sind betrunken.

Wochen vergingen. Ich landete in Mopti. Ein ›königlicher‹ Sänger, der Fulbe Allei Sangu ward gewonnen. Die prächtigen Epen der Fulbe, das Heldenbuch Baudi, dazu ausgezeichnete Teile aus den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Heldensängen der Soninke, aus dem Pui, dazu das ganze Niaule in wundervoller Reinheit konnten gebucht werden.
Allei Sangu befand sich die ganzen Wochen hindurch in sanfter Verzückung.
Und jeden Abend war er schwer betrunken.

Abermals um etwa dreiviertel eines Jahres, nachdem am Niger das Epos von Samba Ganna eingetragen werden konnte, war ich durch den Nigerbogen nach Togo marschiert. Ich hatte mit unserem Stabe bei Dr. Kersting in Bassari Quartier bezogen. Boten und Gesandtschaften der Expedition gingen und kamen, zumal nach dem Nordosten und Osten, den Ländern des unteren Nigerlaufes zu, hatte ich Beziehungen angeknüpft. Auf dem halben Wege nach Borgu hatte ich einen Assistenten stationiert. Der sandte Kenner des Landes, der Sitte und der Überlieferung nach Sokode.
Eines Tages kam ein angeworbener Mann, ein Djerma namens Marafa. Er wurde mir zugesandt als Kenner ganz alter Lieder. Der Mann ward hoffnungsfreudig aufgenommen. Jedoch glitt alle Freundlichkeit an seinem anscheinend unerbittlichen Hochmut ab. Stets gleich steif antwortete er jeden Tag das gleiche: ›Ich kann mich heute an nichts erinnern.‹ Unbiegsam wie ein alter Stock kam er jeden Morgen zu mir, gab die gleiche Erklärung ab und entfernte sich wieder. Zuletzt wurde er das Gespött der Leute. Er kümmerte sich hierum gar nicht. Er blieb stets der gleiche. So siedelte er denn mit meinem Stabe auch nach Sokode über. Hier wiederholte er seine tägliche Visite und Erklärung wie in Bassari. Meine Leute wurden ungeduldig und baten mich,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den nutzlosen und langweiligen Brotesser herauszutun. Ich erinnere mich nicht, was mich eigentlich zu der diesem Marafa gegenüber geübten Übergeduld bewog. Jedenfalls ließ ich ihn gewähren.

Eines Abends kam mein neuer Zugführer Bida zu mir: ›Herr, Marafa spricht.‹ – ›Bring ihn!‹ – Marafa kommt. Marafa ist freundlicher. Marafa sagt selbst sehr freundlich: ›Heute abend erinnere ich mich. Ich erzähle von Gassires Laute.‹

Und dann trat mir das gewaltigste Epos der afrikanischen Seele in Erscheinung – jene Jahrtausende alte Dichtung, die noch von der Landung der Helden an Nordafrikas Küste weiß – in der Heldentum und Skaldensang als Lebensformen wie Tages- und Nachtgestirn aus dem nächtig schwarzen Himmel des vorgeschichtlichen Nichts auftauchen – in der der erste Sang erschallt aus dem mit Heldenblut durchtränkten Holz der Harfe – in der die Geschichte der ganzen Reihe der Burgen und Staaten zusammenfließt zu einem Gemälde von einem unerhörten und nur im Epos möglichen Farbenreichtum. (Atlantisausgabe VI, S. 53 bis 60.) –

Ich war tief erschüttert.

Staunend blickte ich auf den langen Marafa, der sich erhoben hatte und herausging. Erst jetzt sah ich: der Mann war betrunken. Und unwillkürlich dachte ich an die Worte meines Korongos: Alle großen Djalli sind betrunken.

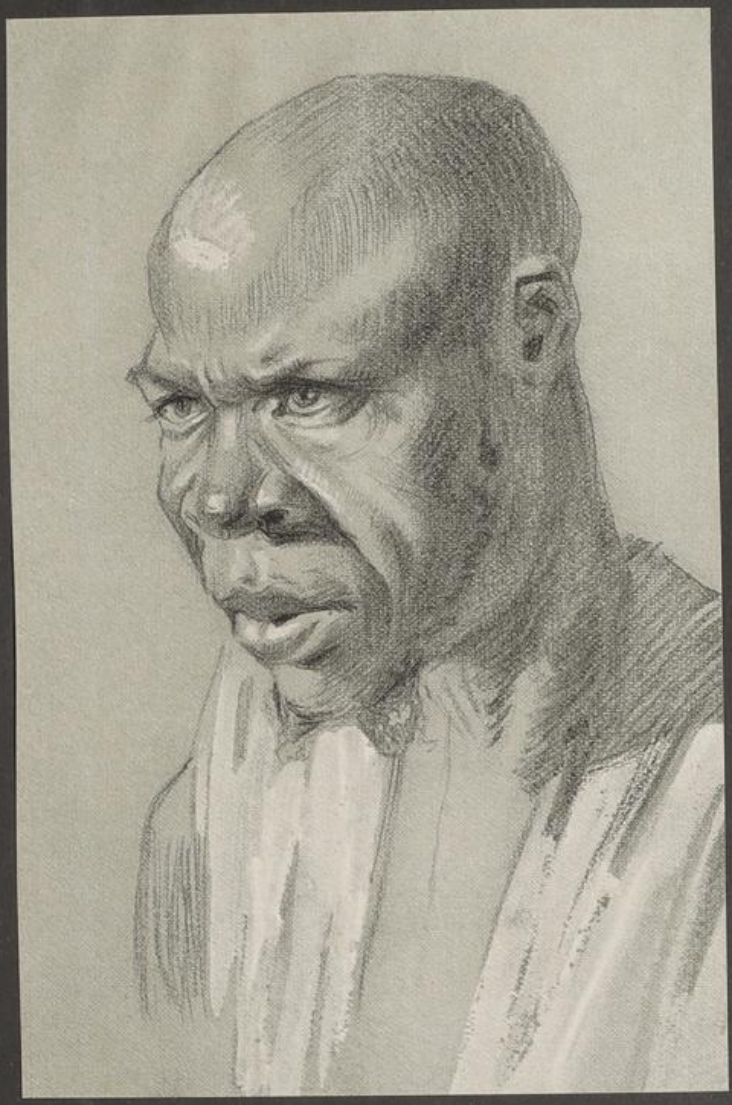
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER HEIDE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

TARAKORRO-DJON

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DREIMAL ERSCHLOSS SICH MIR IM SUDAN UNERWARTET der Charakter des afrikanischen Mannes: zum ersten in einer den Rassenkampf überwölbenden Geschwisterliebe; zum zweiten im Sang der Barden vom alten Heldentum; zum dritten in einem alle negerhafte Lethargie überwindenden Hasse des Heidentums gegen den Islam. – Der Held dieses dritten Erlebnisses war aus der Ferne betrachtet, wohl die abschreckendste Erscheinung, die mir im Verlaufe meiner langen und weiten Wanderungen begegnet ist. Wie dieser Sorokoi oder Songhai, der alte Tarakorro-djon (vergl. ›Auf dem Wege nach Atlantis,‹ S. 205 ff.) aber aus der Nähe gesehen sich darstellte, das soll im nachfolgenden geschildert werden.

Am 29. Juli des Jahres 1908 zog ich mit der D. I. A. F. E. in Timbuktu ein. Zu meinen Füßen im Süden lagen nun die weiten Negerlande mit ihrer großen Vergangenheit, dort unten war der feste Raum geschichtlichen Werdens der großen Staaten der Haussa und Songhai, der Mossi und der Mande, der Fulbe und der Wolof – alles abgeschlossene und in der Härte des Gewordenen zum Zerfall in anorganische Staubmassen herangereifte Bildungen. Zu Häupten, im Norden, fluteten aber die geschichtlich immer unfaßbar gewesenen Nebelmassen der Wüstenstämme der Berber und Tuareg, der Mauren und Kunta, der Auelemniden und Araber. Unfaßbar als staatliche Formen waren diese, solange die Sahara besteht, stets flüssige Masse, stets beweglich geblieben und wenn sie einmal gleich einer gewitterschwangeren Wolkenwand bleibende Gestalt anzunehmen schienen, so war ihr fester Gehalt auch alsbald wie schwere Wetterentladung über den Sudan herein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gerauscht – hatte die blutschwach gewordenen Gebiete des Südens befruchtet – war von dem vorher dürren Lande des Südens aufgesogen und der Sahara als formenbildendes Element entzogen. Immer unfähig, selbst staatlich zu gestalten, waren sie doch stark in der physischen und psychischen Zucht, blieben gesellschaftlicher Staub in der kultur- und naturdürren Wüste, wurden aber zum Beton im kulturreichen und vegetativ starken Sudan.

Vor allem trugen sie stets nach Süden unzähmbare Leidenschaft – nicht jene Leidenschaft, die schnell auflodert und schneller noch verlöscht, nicht die Leidenschaftlichkeit des behaglich Satten, sondern jene Glut, die das einzig Lebenserhaltende dort ist, wo der Mensch alles in sich speichert und solche Glut als einzig Ständiges dem eiskalten, stets in Not und Entbehrung gipfelnden, absolut empfindungslosen Wesen einer nur aus Stein, Sand und Sonnenglut bestehenden Natur entgegensetzen kann.

Sehr bald sah ich es: Timbuktu, die Grenzstadt zwischen Sahara und Sudan, war der Tempel der Leidenschaft. Timbuktu ist der Göttin ›Leidenschaft‹ gewidmet. Alle Bewohner und Besucher Timbuktus scheinen jeden Augenblick bereit, auf ihrem Altar unter jedem Namen zu opfern: unter dem Signum der Rasse wie unter dem der Religion, unter dem der Venus wie unter dem des Bacchus. In meinem Tagebuch steht:

›Ich wandere mit meinen Trabanten durch die Moschee Sidi Yaga, in der der Schutzheilige der Wüstenstadt gestorben ist und begraben liegt. Wir messen die Räume aus. Das peinliche Schweigen wird nur durch das Rollen des Bandmaßes, das Kratzen des Bleistiftes und unsere weiter sich bewegenden Schritte gestört. Wir wandern von Pfeiler zu Pfeiler. Im letzten äußersten Winkel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liegt eine weiße Masse am Boden. Ich sehe es spät. Als ich mich zurückziehen will, erhebt sich der Mann aus der Stellung religiöser Versunkenheit. Dann glühen zwei zornige Augen aus dem dunkeln Winkel. Der Mann steht auf. Er nimmt sein Kleid auf und geht hinaus. Als er vor mir vorbeigegangen ist, wendet er sich noch einmal um und wirft mir einen Blick zu.

Nun er im Licht steht, erkenne ich, daß das ein Fulbe ist. Sein Blick ruht lange auf mir, ein voller Blick, gefüllt von Haß und Aberhaß. Ich habe den Blick lange nicht vergessen können. Er galt dem ›gottverdammten Christen‹.

Oder etwa:

›Vorgestern nachmittag kam ich bei meiner Wanderung in das Vorstadtlager gerade dazu, als eine Karawane mit Salzplatten aus dem Norden anlangte. Es waren viele stark beladene Kamele. Die ganze Sendung gehörte einem arabischen Kaufmann, der nun das Abladen der Tiere beaufsichtigte. Es war ein ernster Mann mit verwitterten harten, wie aus Stein gemeißelten Zügen. Hochmütig grüßte er uns. Umhergehend sah ich bei einem seiner Leute eine eigenartige Verschlußspange des Mantels. Ich ließ Neger an ihn herantreten und ihn fragen, ob er uns das einfache Verschlußstück verkaufen wolle. Der Kaufmann hörte es. Er runzelte die Stirn. Er rief befehlend: ›Dem Weißen wird nichts verkauft.‹ Ich ging verärgert fort.

Nachts ging ich durch die Stadt. Vor einem Hause nahe der Sankore war eine kleine Menschenansammlung. Lachen, Jauchzen, Lautenspiel, Kreischen von Mädchen klang auf die Straße heraus. Die umherlungernden Leute erzählten dem Dolmetscher, da drinnen gebe ein großer, heute angekommener Kaufmann sei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nen Freunden ein Fest. Die Laute von Spiel und Frohsinn begleiteten mich noch lange im Halbschlummer, als ich mich zur Ruhe niedergelegt hatte.
Heute nachmittag nun besuchte mich der stolze Kaufmann von vorgestern. Er war sehr freundlich und augenscheinlich ein wenig niedergeschlagen. Auch war er fahl und schaute übernächtig drein. Nachdem er seinen Tee getrunken hatte, kam er darauf zu sprechen, daß ich ein von Allah mit Glücksgütern gesegneter Mann sei. Dann fragte er, ob ich ihm nicht zwei Kamele abkaufen wolle. Als ich erklärte, daß ich keine Verwendung für die Tiere habe, weil ich auf dem Niger nach dem Sudan zurückkehren wolle, ging er sichtlich enttäuscht von dannen.
Vor einer Stunde nun kam Mamadi und Samoku ganz aufgeregt vom Markte heim und berichteten mir, daß dieser Kaufmann, der erst vorgestern als reicher Mann mit schwerer Ladung aus der Wüste angekommen sei, in dem fröhlichen Hause, das wir vorgestern Nacht besucht hatten, in Gesellschaft ›fröhlicher‹ Frauen und ›geschickter‹ Freunde bis heute nachmittag gezecht und gespielt und seinen gesamten Besitz vertan habe.
Das dritte Beispiel, das mir die Herrschaft der unheimlichen Göttin Leidenschaft über den Geist und die Seelen Timbuktus vor Augen führte, ist die Erfahrung, die ich mit meinem späteren Freunde Tarakorro-djon machte.

Eines Morgens weilte ich zeichnend in der Dingirai Beer, der in ihrer schlichten und naturgeborenen Art imposanten und majestätischen großen Moschee im Nordosten der Stadt. Die hohen Hallen waren um diese Stunde fast leer. Nur einige Almosen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sammler und wenige fremde Gottesfürchtige belebten die Ruhe der hochaufragenden Pfeiler. In einer Nische stand sehr bescheiden sich in den Schatten drückend ein mächtiger Neger. Unter schmutzig gelbgrauem halbzerschlissenem Gewand war tiefe Schwärze der Haut erkennbar. Einige Fremde traten an ihn und ließen sich gegen eine Gabe etwas reichen. Er schien mir als Almosensammler. Auch ich bot ihm meine Gabe.

Am Nachmittag saß ich über meine Reinschrift gebeugt, als ein über meinen Tisch fallender Schatten mich aufblicken ließ. Vor mir stand eine mächtige, hinkende Gestalt. Von diesem Mann ging eine starke Wirkung aus; er erschien wie die Personifikation großartiger aber abschreckender Häßlichkeit. Sogleich fühlte ich, daß dies der Almosengänger war, den ich heute morgen in der großen Moschee sah. Im Halbdunkel des Gotteshauses war aber das schauerlich Groteske der Erscheinung nicht erkennbar geworden. Desto schroffer prallte er in dem hellen Licht des hohen Arbeitsfensters empor. Das grämliche Gesicht verzog sich zu einem dumm-dämlichen Grinsen und bildete so den entsprechenden Rahmen, aus dessen Tiefe ein rauh tönender Gruß hervorquoll.

Der Mann war ein interessantes Stück, das war gar keine Frage. Das war etwas für den Maler. Schön war der Alte ja nicht, aber aus seinem mächtigen Gesicht, bei kleinem, hochgeschobenem Hinterkopf, sprach eine ungeheuerliche Stärke, etwas von dem Wesen und der Art eines Gorilla. Das Eigentümliche war, daß der eine Fuß verklumpt war, und daß dies das Gefühl, einen Giganten der Urzeit vor sich zu haben, nicht schwächte, sondern stärkte. Denn dadurch bekam der Geselle etwas vom Zen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tauren, das Ungeschlachte eines Rübezahl, dem nur die Klarheit griechischer Sageneinkleidung oder der sinnige Schauer deutscher Märchendichtung fehlte.

Der Mann sagte: ›Guten Tag!‹ und dann sah ich mich nach einem dienstbaren Geist um, der dies Individuum dem Atelier des Malers zuführen sollte.

Eine Viertelstunde später saß der Alte aber nicht mehr nebenan beim Maler, sondern bei mir in der Mitte des Halbkreises der Interpreten und Sachverständigen. Der Mann hatte in aller Geschwindigkeit eine Änderung seiner Physiognomie vorgenommen, die unglaublich war. Das Waldungeheuer hatte etwas von männlicher Schönheit angenommen. Aus dem ausdrucksvollen Gesicht quoll wertvollste Weisheit. Er berichtete mir die große ›Geschichte seines Volkes‹, der Soroko. Er begann mit der Sage vom Urahnen. Felsblöcke spielten über seine Hand, wie wenn wir am Seeufer Sand durch die Finger rinnen lassen. Schritte maß er, die glichen dem Wandelgange von Sonne und Mond. Von seinen großen Zaubergaben sang er ein Lied, und die rauhe Untierstimme zwang sich zu zarten Lauten, als der Sang von der minnigen Tochter des Urhelden erzählte.

Dann hob er den Arm. Seine Hand fuhr in großem Bogen über den Horizont hin. Hier war die Heimstätte dieses, da das Heimatland jenes Volkes. Jenseits türmten die Helden im Kampf um das Weib Berge auf, rissen das Land in Fetzen, daß Wasser herniederströme. Der Mann mit dem Gorillakopf gliederte Land an Land, zog Wasserlinie auf Wasserlinie, entwickelte die Lehre von den Zauberkräften, schilderte das Werden und die Träume seines Volkes – einen Tag lang, dann am andern, dann am dritten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als Auadia, der Ahnherr des einst so mächtigen Volkes der Songhai aus dem fernen, fernen Osten kam, da war dieser als Urmensch ein gewaltiger Riese. Eine Überschwemmung riß Menschen und Vieh fort, ihm reichte sie aber nur bis an die Kniee. Wollte er speisen, so ergriff er etwa ein Flußpferd und hielt solches ein wenig gegen die Sonne hin, daß sie mit ihren Strahlen sein Mahl röste. Denn er war so groß, daß sein Arm bis nahe zur Sonne reichte. Ein mächtiger und gewaltiger Herr war Auadia. Er büßte sein Herrentum aber ein dadurch, daß er, der Nackte, von einem Islamiten ein Kleid lieh. Bis dahin hatte er nur genommen. Nun begann das Leihen, das Fordern, das Handeln. Auadia, der Gewaltige über allem, verlor seine Herrlichkeit durch solche Kleinheit. Und er floh von dannen. –

Zwei Sprossen hatte der Urriese: Fono und Fara Maka. Diese hatten das Land des Nigerbogens unter sich geteilt. Der eine beherrschte den Osten, der andere den Westen. Fara Maka hatte eine Tochter, die hieß Nana Miriam. Oft lag der häßliche Fara Maka mit Nana Miriam auf einer Sandbank. Der Vater lehrte das Mädchen alle Eigenarten der Natur und seine magischen Künste. Fara Maka war der größte Magier unter allen Songhai im Nigerlande. Eine schöne Legende weiß aber davon zu berichten, daß bei Gao damals ein Flußpferd lebte, das war noch gewaltiger als Fara Maka. Als Fara Maka es zum Kampfe aufsuchte und seine Lanzen auf das Ungeheuer schleuderte, schmolz das Eisen an dem brennenden Feuer, mit dem es sich umgürtet hatte. Fara Maka mußte erfolglos weichen. Fara Maka sandte nun den Bergjäger, Kara-Digi-Mao-Fosi-Fasi mit seinen hundertzwanzig Hunden und befahl ihm, das Ungetüm in den Fluß zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

drängen, in dem er ihm mit seinen Waffen überlegen war. Aber das Flußpferd verschlang die hundertzwanzig Hunde. – Nana Miriam liegt nun wieder neben dem Vater auf der Sandbank und fragt: ›Sage, Vater, du kannst dem Flußpferd nichts anhaben?‹ Fara Maka sagt: ›Ja, ich kann dem Flußpferd nichts anhaben.‹ Nana Miriam sagt: ›Ich will ein wenig fortgehen; ich will mir Gao ansehen.‹ Fara Maka sagt: ›Es ist gut.‹ – Nana Miriam geht aber dahin, wo das Flußpferd lagert. Nana Miriam will versuchen, das auszuführen, was der Vater nicht vermochte; sie weiß sich voll ungeheurer magischer Kräfte; sie beginnt den Kampf mit dem Ungeheuer. In großen Bildern schildert die Mythe den Kampf, die unheimlichen Verwandlungen, die Wut der als Flut und Flamme sich trotzenden magischen Gewalten. Zuletzt packt das Mädchen das Riesentier am Fluß und schleudert es im weiten Bogen durch die Luft. Es zerschellt. Fara Maka sieht es; er sagt: ›Was habe ich für eine herrliche Tochter! Nana Miriam, ich danke dir!‹

In einem andern Teile berichtete die Fabel endlich, wie Fono und Nana Miriam sich ineinander verlieben, wie der Onkel gegen den Willen Fara Makas, der alles Unheil voraussieht, heimführt, wie dann das wuchtige Drama in der Zerstörung der Familienbande sich auflöst. (Vgl. Atlantisausgabe, Bd. VII.)

Groß und weit ist die Legende. Und Tarakorro-djon ist ein dramatischer Erzähler. Der Gorilla mit dem wilden Trutzkampf und dem plumpen Klumpfuß paßt wahrlich wie kein anderer zum Vortrag der Zyklopendichtung! –

Tarakorro-djon erzählte einen Tag lang, dann einen zweiten, einen dritten, vom Morgen bis zum Abend. Dann wußte ich selbst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schon zu gliedern und abzumessen, konnte hier eine Lücke und dort eine Lücke ausfüllen. Nun wußte ich in dem weitläufigen Palaste dieser uralten Volksanschauung und -dichtung so gut Bescheid, daß ich mich in vielen Winkeln des altehrwürdigen Gebäudes schon ganz gemütlich und gleichsam alteingeheimatet fand.

Aus diesem Behagen heraus floß wohl ein auch für diesen Gorillamann besonders leicht verständlicher Ton. Der Vertreter der Urbevölkerung legte so ganz bequem das Feiertagskleid des Stadtbesuchers ab und gab sich und vieles von dem Seinen, sowie er es daheim zu verteilen wußte. Nach dem Wissen und Verstande sprach nun aber auch der Mensch.

Da erlebte ich denn an diesem Wundergeschöpfe, daß Kopf und Körper sich wieder umbildeten, und nun ragte plötzlich die wildeste Gigantenfaust des ursprünglichen, urgewachsenen Kafirs aus dem Röcklein des Allahverehrers, des ständigen Besuchers der Moschee empor. Der kluge Gorilla ward zum Menschen.

Das Auge begann zu blitzen in wahrhaft menschlichem Zorne: Nun, wenn ich's denn nicht wisse, so wolle er es mir schon sagen. Unsinn sei es mit den ganzen Moscheen – und dem Gebetsschwindel – Unsinn, ganz richtiger Unsinn! Vielleicht hülfe dieser Allah einem Mohamedaner – vielleicht nach einem Vierteljahr oder später – vielleicht auch gar nicht. Jedenfalls sei sicher, wenn er einmal schnell Hilfe, sofortiges Eingreifen, tatsächliche Unterstützung an Ort und Stelle von nöten habe, dann wende er, der Islamit, sich an den vielgeschmähten – Djegu, die heidnische Gottheit. (Er, der tägliche Moscheebesucher!) Da wisse er wie und was! Ob ich denn nicht wisse, daß alles, auch der Islam,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schwindel und Geschäftssache sei? He? Glaube ich etwa, daß er und seines gleichen nicht Bescheid wüßten? Nicht die Mohamedaner hätten Timbuktu gebaut, sondern seine (des Gorillamannes) Urahnen, die Soroko, die Gewaltmenschen mit den Zauberkräften. Eine Stadt der Schwarzen, der ganz Schwarzen sei Timbuktu. Sie, die Schwarzen, hätten aber den Schwindel gelernt und er (der Nachkomme des Niger-Prometheus), er liege den ganzen Tag in der Moschee und verkaufe da – geheime Zaubermittel, denn er sei der gewaltigste Djegu-tu (Oberpriester des Allah – feindlichen Negergottes), er – ja er –! Dann stand er auf, eine Priesterstatue zum Worte: Mundus vult decipi.

Dieses schrieb ich im August 1909 in mein Tagebuch. Und ich ahnte dabei nicht einmal, bis zu welchem unheimlichen Grade dieses ›mundus vult decipi‹ hier den Nagel auf den Kopf traf. Viele Monate später wurde ich aufgeklärt. Der Knabe Samoku, der allerhand von den religiösen Gebräuchen und Anschauungen der Bosso-Songhai wußte, resümierte mir seine Kenntnis von Djegu, der großen Gottheit der Nigerstämme, in dem uns jetzt so weit entlegenen Norden. Er sagte, daß man den Gott zu zwei verschiedenen Zeiten angehen könne und zu den beiden entgegengesetzten Zwecken seine Hilfe in Anspruch nehme, einmal um eine gute Sache und Person zu segnen und zum andern, um einer bösen Sache und einem schlimmen Menschen zu fluchen.
Dann grinste er.
Er sprach: ›Erinnerst du dich des alten Tarakorro-djon, der in der Dingirai Beer den Moslim seine Zaubermittel verkaufte? Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Moslim zahlten ihm für Segen und Hilfe. Tarakorro-djon aber gab ihnen Fluch und Unglück.

Samoko grinste.

Mundus vult decipi!

Das war der Haß und die Leidenschaft, die sich aus der Sahara sogar bis in das sonst so harmlos liebenswürdige Heidentum der Äthiopen ergoß.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE ADLIGE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DJALLA

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIELERLEI FRAUEN LERNTE ICH IM SUDAN KENNEN. Drei aber traf ich, die wurden mir zum Ausdruck höchstmöglicher Spannung des Frauentumes in diesen Ländern. Es waren das eine Adlige, eine Hetäre und eine Matrone.

Als ich während meiner letzten Afrikafahrt im Weltkriege anno 1915 in Asmara im italienischen Abessinien Hof hielt, empfing ich allerhand Besuch aus nahen und fernen Ländern. Nomaden vom Stamme der Beni Amr, Hadendoa und Bischarin, Bauern aus Gedaref, Araber aus fernen Oasen und naturgemäß viele Abessinier niederen und höheren Standes. Unvergeßlich wird mir vor allem eine sehr schöne, kluge und wohlhabende Abessinierin sein, die jedesmal mit einem großen Troß von Trabanten und Dienerinnen eintraf. Sie war über die erste Jugendblüte gealtert, war aber doch so erfüllt von einem natürlichen Liebreiz, der außerdem noch höchste Steigerung durch eine urnatürliche und ungekünstelte Klugheit erfuhr, daß es eine wahre Freude war, mit ihr zu disputieren. Das, was sie aus unbeirrbarer Ursprünglichkeit heraus mir in anmutiger Weise gab, das bedeutete Aufschluß über die Urnatur des Afrikanertumes, wie es in dieser Art so unmittelbar zu gewinnen ist. Gern sprach sie über Frauen und Frauenleben, über Liebe und Hingabe. Sie äußerte sich dann ungeschminkt und unbefangen, jedoch stets zierlich und taktvoll nach der Art der Orientalen. Sie schilderte mir das lustige und lockere Leben der abessinischen Frauen, machte kein Hehl daraus, daß sie selbst sich sicherlich niemals abhalten lassen werde, mit aller Leidenschaft den Begierden und Bedürfnissen der Natur zu folgen, verurteilte aber zuchtlose Geschmacklosigkeit mit allen Ausdrücken des Widerwillens.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einige Worte schrieb ich damals nieder. Sie lauteten:
›Was wollen diese Missionare (der schwedischen Mission) von uns? Sie kommen als Männer. Ihre Frauen sind anders als wir. Und wie kann ein Mann wissen, was eine Frau ist. Das Leben der Frau ist ganz anders als das der Männer. Gott hat das so geschaffen. Der Mann ist der gleiche von der Zeit der Beschneidung an bis zu seinem Verwelken. Er ist der gleiche, bevor er zum erstenmal eine Frau aufgesucht hat und nachher. Der Tag, an dem eine Frau aber die erste Liebe genossen hat, schneidet ihr Leben in zwei Teile. Sie wird an dem Tag eine andere. Der Mann ist nach der ersten Liebe der gleiche, der er schon vorher war. Die Frau ist von dem Tag ihrer ersten Liebe an eine andere. Das bleibt im ganzen Leben so. Der Mann nächtigt bei einer Frau und geht dann fort. Sein Leben und Leib sind immer gleich. Die Frau empfängt. Sie ist als Mutter eine andere als die Frau ohne Kind. Erst trägt sie die Folgen der Nacht neun Monate lang im Körper. Es wächst etwas. Es wächst etwas in ihr Leben heraus, das nie wieder daraus schwindet. Denn sie ist Mutter. Sie ist und bleibt Mutter auch dann, wenn das Kind, wenn alle ihre Kinder sterben. Denn erst trug sie das Kind unter dem Herzen. Nachher aber, wenn es geboren worden ist, trägt sie es im Herzen. Und aus dem Herzen geht es nicht wieder heraus. Auch nicht, wenn es gestorben ist. Das alles kennt der Mann nicht; er weiß es nicht. Er kennt nicht den Unterschied vor der Liebe und nach der Liebe, vor der Mutterschaft und nach der Mutterschaft. Er kann nichts wissen. Die Missionare sind auch Männer. Was wollen sie aber von uns wissen! Gott hat das so geschaffen, also ist es so gut. Nur eine Frau kann das wissen und darüber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sprechen. Deshalb lassen wir uns auch von unsern Männern nicht hereinreden. Eine Frau kann nur eines tun. Sie kann auf sich achten. Sie kann sich anständig erhalten. Sie muß immer sein wie ihre Natur ist. Sie muß stets Mädchen sein und Mutter sein. Vor jeder Liebe ist sie Mädchen, nach jeder Liebe ist sie Mutter. Daran kannst du sehen, ob sie eine gute Frau ist oder nicht. Ob es nämlich vor und nach der Liebe so ist. Einige sind nur Liebe. Sie sind nur Begierde. Diese werden schlecht. Sie werden zuchtlos. Andere sind nur Mutter, die sind langweilig und gute Tiere. Sie sind gut für das Land und taugen als Bäuerin. Eine gute Frau (will hier so viel sagen wie adlige Frau) wird sie nie. So steht es um uns Frauen, und unsere Männer wissen davon nichts. Auch nicht die Missionare.«

Was diese schöne und kluge, wenn auch braunhäutige Frauenrechtlerin mir so auseinandersetzte, war durchaus dazu angetan, mich zum Grübeln zu veranlassen und an Vergleichsmaterial aus meinem Gedächtnis alles heraufzubeschwören, was ich an Erlebnissen von Frauenschicksalen in diesem Erdteile aufzuweisen hatte. Und so wurde der Diskurs der schönen Abessinierin mir denn auch zum Ausgangspunkte einer Betrachtung, wie sie heute in diesem und den beiden folgenden Porträts Niederschlag gefunden hat. Zumal das, was hier über die gute, die adlige Frau ausgesprochen war, rief die Erinnerung an eine Frau in mein Gedächtnis, die dreimal meinen Wanderpfad kreuzte, die mancherlei Ähnlichkeit mit der schönen Abessinierin hatte und doch auch wieder einen eigenen Typus trug – allein schon deswegen, weil sie dem fernen Westafrika entstammte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das andere adlige Weib, von dessen Lebensschicksal ich mehr zu sagen weiß, als von dem der Frau aus dem Gebirgslande Ostafrikas, hieß Djalla. Djalla war die Tochter eines saharischen Adligen aus Berberblut. Sie war aber nicht reinrassig. Ihre Großmutter war eine vornehme Soninkefrau, also eine Negerin, gewesen. Als ich Djalla zum erstenmal Ende Oktober in Kayes am oberen Senegal traf, trug sie noch die Locken der Saharastämme. Sie fiel mir bei meinem Gange durch die Stadt auf. Denn sie hatte drei dienende Frauen hinter sich und war in gute Gewandung gekleidet. Sie war fraglos schön, wenn auch der trotzig schwer gebaute Mund ihr etwas Brutales gab. Wenn sie lachte und die wundervollen braunen Augen blitzten, war sie der Ausdruck strahlend gebieterischer Hoheit. Dann verbreitete sie um sich eine Stimmung gesicherten Behagens. Sie lachte aber tagsüber nur selten. Erst am Abend taute sie auf. Weilte sie tagsüber einmal bei mir, so saß sie meist still mit auf dem Boden gerichteten Blick lässig da und erschien unüberwindlich melancholisch. Die Schwermut wirkte um so ausgesprochener, als sie schon etwa 23 Jahre alt sein mochte und mancherlei Erlebnisse ihre Spuren in diesem Gesicht hinterlassen hatten. Aber gleichwohl, ob ernst oder schwermütig, stets war der erste und letzte Eindruck, den sie auf uns ausübte, der einer ungewöhnlichen Willensstärke.
Diese Energie war das Entscheidende in ihrer ganzen Erscheinung, in allen ihren Bewegungen, in ihrem Mienenspiel. Djalla wollte etwas. Djalla war mit einer bestimmten Absicht auf die Wanderschaft gegangen. Djalla wollte einen Mann – einen Ehegatten nach ihrem Geschmack haben. Ihr Geschmack wurde aber bestimmt durch die Mischung des Blutes, der sie entstammte. Diese

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mischung hatte einen Konflikt hervorgerufen, der ihr in seinen Auswirkungen ganz lax war und über den sie auch ganz unverschleiert wohl sogar Fremden gegenüber sprach. Denn der alte Neger, der mir Djalla als Kuriosum zuführte, kannte das Mädchen auch erst seit zwei Tagen und wußte in ihrer Vergangenheit trotzdem schon sehr gut Bescheid. Ich selbst sprach mit ihr in Kayes nicht über ihre Angelegenheiten, trotzdem ich genügend Veranlassung gehabt hatte, denn sie sprach in lässig ganz gleichgültiger Weise den Wunsch aus, ich möchte sie gegen die Zudringlichkeit eines französischen Beamten schützen. Als ich ihr erklärte, daß und warum ich das nicht könne, verstand sie es sogleich und schloß die Unterhaltung mit der Erklärung ab, sie wolle sich von ihrem Vater einen starken Sklaven senden lassen, der solle alle Zudringlichen anfassen. – Danach sprachen wir von anderem, von den Gepflogenheiten und Anschauungen der Saharastämme usw.

Als Djalla mit ihrem Anhang gegangen war, schmunzelte Nege hinter ihr her. Er sagte: ›Diese Djalla hat ihr Leben gefüllt wie einen Speicher.‹ ›Wie meinst du das?‹ Und Nege berichtete das, was offenbar in aller Leute Mund war.

Diese Djalla war die Tochter eines sehr angesehenen und wohlhabenden Chefs (sollte hier wohl heißen Scheiks). Die Sitte ihres Volkes erlaubte ihr, den Gatten nach eigenem Belieben zu wählen. Viele bewarben sich um sie. Vielen erweckte sie Hoffnungen. Mancher genoß wohl auch selige Stunden im Hause der Schönen. Keinem aber mochte sie sich für das ganze Leben hingeben. Und eines Tages verjagte sie den ganzen Schwarm der Verehrer. Sie bereitete die Reise vor. Vor einem Monat war sie nun

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

am Senegal angekommen und alle Welt wußte, daß sie hier war, einen Gatten zu wählen.
Dieses war alles, das ich damals von der schönen Djalla hörte, die noch zweimal meinen Weg im Westsudan kreuzen sollte.

Die erste Hälfte des Sommers 1909 verbrachte ich im Lager zu Bamako am oberen Niger. Das Tätigkeitsfeld war mächtig angeschwollen. Assistenten und schwarze Zugführer waren ringsum über eine Kette entfernter Ortschaften verteilt und kleinere Trupps von Sammlern und ›Verbindungsoffizieren‹ zogen durch die Landschaften, warben seltene Gegenstände, landeskundliche Berichterstatter und sangesfreudige Barden an, um alle diese toten und lebendigen Schätze in mein Zentrallager in Bamako, in unsere Sammelkisten, Skizzenmappen und Tagebücher zu treiben. Das große starke Leben stellte große Anforderungen an das dunkle Personal. Der Stoffwechsel der Mannschaft war schnell und forderte aufmerksame Aufsicht. Unbrauchbare und Unzuverlässige lösten sich fast täglich ab. Tüchtige und Vielversprechende fanden stets neue Verwendung.
Unter den neuen Hinzugekommenen erweckte besonders ein Mann meine rege Aufmerksamkeit, ein gewisser Buba Dambele, ein großer, sehr ruhiger und würdiger Bursche von etwa 28 Jahren. Schon nach kurzer Probezeit erwies er sich als der zuverlässigsten einer. Er kannte das Land und die Leute in weitem Umkreis, war überall beliebt und gern gesehen, hatte ein scharfes Urteil in der Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen. Demnach waren Anregungen und Vorschläge ebenso wie Ausführungen und Erledigungen gleich gut. Der Mann hatte einen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

großen Bekanntenkreis, und zwar – was für derartige Verhältnisse sehr beachtenswert ist, besonders unter der Gentry, im Kreise des Landadels. Dies war deswegen sehr merkwürdig, weil Buba Dambele seiner Geburt nach aus der Kaste der Numu, d. h. der Schmiede stammte, die am oberen Niger sehr wenig geschätzt, ja man kann sagen, vom Standpunkt der Horro, der Adligen, durchaus verachtet ist. Also ein sehr merkwürdiger und lediglich durch persönliche Tüchtigkeit erklärter Ausnahmefall.
Unter den Freunden in Bamako war ein gewisser Mamadu Kuloballi der Spezi Bubals. Als Kuloballi war Mamadu ein Keita, d. h. aus dem Geschlechte des Uradels, ja der Könige der Malinke. Mamadu gehörte also der höchsten Stufe der Adelskaste, Buba der niedrigsten Schicht des ›Bürgertumes‹ an. Die Freundschaft der beiden hatte aber etwas Rührendes. Jeden Abend nach Feierabend betrat Mamadu Kuloballi das Gehöft, begrüßte den Freund und wandelte dann stundenlang mit ihm Hand in Hand durch den Bananengarten, den ich hinter dem Expeditionsgehöft angelegt hatte. Oft bat mich Buba um den einen oder andern kleinen Gegenstand, um ihn dem Freund zu schenken, und Mamadu seinerseits brachte allabendlich dem Freunde ein Huhn, ein Stück Fleisch, Kolanüsse oder sonst eine Aufmerksamkeit oder Veredlung seiner einfachen Kost mit. Unternahm Buba in meinem Auftrage nach entfernteren Orten eine mehrere Tage in Anspruch nehmende Botschaft, so war Mamadu sein freiwilliger, unbesoldeter und sicherer Begleiter. Diese Freundschaft war so allgemein bekannt, daß die beiden gemeinsam überall als die ›Unzertrennlichen‹ bezeichnet wurden. Sie war in ihrer Art eine ausnahmsweise, weil sonst auch hier noch mehr als ander-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weitig die Zugehörigkeit zur Kaste, der Stand der Freiheit und die Höhe des Besitzes für den Zusammenschluß zur Freundschaft entscheidend war. Buba war aber wie gesagt von der Schmiedekaste, war arm und zum Verdienst gezwungen, und wenn auch noch Junggeselle, so doch nicht mehr der Jüngste. Mamadu dagegen entstammte dem Uradel, war außerordentlich wohlhabend und endlich noch nicht 20 Jahre alt. Allgemein aber schrieb man den beiden ein verbindendes Gemeinsames zu: sie hatten einer wie der andere in ihrem Leben noch kein Liebesabenteuer oder -verhältnis gehabt.

Etwa einen Monat lang genoß ich dieses so seltene und schöne Spiel einer vollendeten Harmonie.

Da zerriß das Band plötzlich, scharf, mit einem häßlichen Schlußakkord.

Ich hatte Buba nach der Stadt Kita geschickt. Fröhlich und Hand in Hand mit Mamadu reist er ab. Wie verabredet und pünktlich kam er am siebenten Tage zurück – aber allein und wie umgewandelt. Seine Augen waren traurig und trübe, seine Mienen und die Wangen fahl, eingefallen, verkümmert, der Klang seiner Stimme hohl, schal, beklommen. Taktvoll, wie es die Sitte dieser Länder mit sich bringt, fragte niemand nach dem Freunde und nach dem Grunde der Veränderung Bubas. Nach drei Tagen kam aber der Bursche, bat um seine Entlassung und seinen Lohn und kehrte dann, wie ich bald hörte, schleunigst nach Kita zurück. – Wenige Tage später hatte der schlaue alte Nege herausbekommen, daß sich in Kita eine Tragödie abgespielt hatte. Offenbar war es eine Liebesaffäre, denn eine Berbermaid spielte eine große Rolle. Buba hatte mit ihr Freundschaft geschlossen, sie aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hatte sich in Mamadu verliebt, hatte Mamadu zu einer Torheit verführt; Streit war ausgebrochen; Mamadu hatte die Kette der Freundschaft zerrissen und hatte sich zu irgendeinem Streich gegen den Freund hinreißen lassen, der den eingeborenen Gerichtsherrn veranlaßt hatte, ihn schnell in Gewahrsam zu nehmen, damit die französische Kommandantur ihn nicht erst zur Verantwortung ziehen könne.

Diese Enthüllung hatte eine langatmige ›ethnologische‹ Unterhaltung zur Folge. Ich fragte Nege, ob er einen Weg ausfindig machen könne, zur Entwirrung dieses Schicksalsknäuels beizutragen. Negeschüttelte den Kopf: ›Da kannst du nichts tun, mein Kommandant. Denn es ist eine Berberfrau in der Sache. Du weißt ja nun, wie die Berberfrauen sind. Sie lenken das Leben der Männer. Vieles haben dir Korrongo und die alten Barden über diese in dein Buch gegeben.‹ Und Nege erinnerte an die Geschichte der klugen Hatumata, die den Mann gesucht und gefunden hatte, der klüger als andere Männer war (Atlantisausgabe VI, S. 79ff.) – er verwies auf das Epos von Samba Kulung, der durch die Frauen zum Mannestum erweckt war (Atlantisausgabe VI, S. 95ff.) – er sprach von den herrlichen Frauen aus dem Norden und schloß ingrimmig: ›Jeder Schwarze, der sich mit diesen Frauen einläßt, verdient sein Unglück. Der schwarze Mann soll die schwarze Frau, der weiße die weiße begehren; alles andere führt zum Iblis (Teufel).‹

Sechs Tage nachdem Buba wieder nach Kita abgereist war, trat bei mir eine ältere Negerin ein. Sie trug mir vor: ›Meine Herrin sendet mich aus Kita zu dir. Sie sagt dir durch meinen Mund: ‚Ich habe unter deine Freunde Schlechtes gebracht. Ich werde

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Schlechte zum Guten wenden. Verzeih mir!' Meine Herrin ist Djalla.‹
Das war das zweitemal, daß Djalla unsern Weg kreuzte.

Als ich eines Tages im Anfange des August 1909 von einem Ausflug in die Niederung des Mbarabangu, jenes Tales, durch das sich einst das Timbuktu speisende Flüßchen ergossen hatte, heimgeritten kam, eilte mir ein Diener entgegen mit den Worten: ›Mein Kommandant! Das Mädchen aus Kita ist angekommen. Sie wartet im Hofe.‹ Das Mädchen aus Kita? Zunächst wußte ich nicht, wer das sein könne. Ich stieg ab, ging durch das Haus in den Lagerhof. In der Mitte saß lässig in einem Stuhl verlehnt, umgeben von einigen Frauen, eine zierliche Frauengestalt. Sie sah auf. Es war Djalla.
Allerdings sah ich vor mir nur eine bewußt Bekannte, ohne sie sogleich unterbringen zu können. Das Mädchen hatte sich sehr verändert. Daran war vor allem die Haartracht schuld. Als ich mit Djalla die ersten Unterhaltungen auf dem Lagerhofe in Kayes pflegte, trug sie die zottligen Locken der Maurenfrauen; jetzt hatte sie sich sehr sorgfältig à la Soninke frisiert. Wir begrüßten uns. Nach afrikanischer Art sprachen wir zunächst nur Allgemeines, Gleichgültiges. Danach eine Pause. Djalla blickte in ihrer alten Weise sinnend und träumerisch zur Erde. Plötzlich warf sie den Kopf zurück, sah mich mit ihren großen ernsten Augen voll an und sagte:
›Ich habe den Streit zwischen deinen Leuten geschlichtet. Sie sind wieder Freunde.‹ Verblüfft sah ich auf. Sie fuhr fort: ›Den Buba Dambele werde ich heiraten. Ich bin hierhergereist, um schnell

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meiner Mutter die Nachricht zu schicken und meine Rückkehr mit Buba mitzuteilen.« – Nun war es mir klar; sie, unsere Djalla aus Kayes war in Kita zur Ursache des Bruches zwischen Buba Dambele, dem Schmiede und Mamadu Kulluballi, dem Adligen geworden. Sie war die Berbermaid, von der Nege mir erzählt hatte.

Für den ersten Tag war es an Erklärung nach Landesbrauch genug. Djalla kam aber noch mehrmals zu mir und im Laufe verschiedener anregender Nachmittage gewann ich allmählich ein Bild ihres Lebens, das so recht den Widerschein der beiden Blutströme darstellte, die in ihr zusammengeflossen waren, des hamitisch-berberischen und des negerisch-äthiopischen. Wenigstens wurde mir das Schicksal dieser Frau aus solchem Gesichtsfeld heraus verständlich.

Djalla war als reiche Erbin, als Aristokratin, als wirkliche Schönheit und als bemerkenswerte Persönlichkeit von der ersten Zeit der Reife an wild umschwärmt gewesen. Sie war in ihrer Weise hochmütig und spielte mit dem Geschick ihrer Freier. Sie gab ihnen Aufgaben und ließ die Jünglinge schwierige Ritte machen, Streitfälle auskämpfen und sich in allem, was nur ein Frauenherz ersinnen kann, als dienstfertig erweisen. Dabei ließ sie ihre Laune herrschen. Sie gewährte oder versagte, sie nahm alles ohne Gegengabe oder schenkte viel und überreichlich. Jahrelang betrieb sie solchen Lebenswandel, bis ihr eines Tages irgend etwas widerfuhr, was sie mir nicht des näheren erzählte, daß sie aber einen plötzlichen Abscheu gegen die Männer und Lebensweise ihrer Heimat aufflammen ließ. Sie war dieses Lebens satt. Sie verlangte plötzlich nach Frauentum und Mutterschaft. Ich meine,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

es wäre die andere Strömung ihres Blutes gewesen, das nun forderte. Djalla verließ ihre Heimat und suchte das gelobte Land am Senegal auf.

In Kayes erlebte sie viel Enttäuschungen. Sie zog weiter nach Kita. In Kita traf sie Buba Dambele, der ihr einen starken Eindruck erweckte. Sie schloß Freundschaft mit ihm. Dann aber fiel ihr Auge auf die adlige Gestalt des Mamadu Kulluballi, der ihre Erinnerungen an die schönen Erlebnisse mit den schlanken Berberburschen weckte. Ihr Glutblick versengte die Vernunft Mamadus. In leidenschaftlichem Aufbrausen erhob er die Hand gegen den gemeinsamen Freund. Er wurde in Gewahrsam genommen. Djalla erschrak. Als Buba nach Kita zurückkehrte, stellte sie ihm ihr Vermögen zur Lösung des Freundes zur Verfügung. Beiden gelang es, die Eingeborenen zu beschwichtigen. Mamadu wurde aus der Haft entlassen. Er war gründlich ernüchtert. Erst wollte er sich das Leben nehmen – was in diesen Ländern in solchem Falle sehr leicht geschieht; ihn wieder in ein fahrbares Geleis zu bringen, war die zweite schwerere Aufgabe, die Buba und Djalla gemeinsam lösten.

In dieser Zeit sah Djalla den tieferen, zuverlässigeren Ernst, der das Leben Buba Dambeles, des schlichten Schmiedesohnes beherrschte. Das Negerblut in Djalla erfühlte die Erfüllung seines Schicksals. Buba und Djalla beschlossen die Ehe. Mamadu, der Adlige, aber schwor, ein treuer Diener dieses Paares werden zu wollen. Djalla war ruhig und zufrieden. Sie erhoffte eine Mutterschaft. Nunmehr wollte sie mit dem Gatten erst ihre Heimat aufsuchen, um ihn der Mutter vorzustellen und dann mit ihm am Senegal ein Landgut schaffen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An einem schönen Morgen nahm das Mädchen von mir Abschied, um nach Kabara und auf dem Niger nach Kita zurückzukehren und den Gatten einzuholen.
Das war das drittemal, daß Djalla meinen Weg kreuzte.

An diese meine Aufzeichnungen aus dem fernen Westen mußte ich denken, als im Jahre 1915 die schöne Adlige aus Abessinien mir ihre Vorträge über die Zweiteilung im Leben der Frau hielt, die der Mann nie verstehen könne. Hier lag im Zusammenfließen zweier Rassen die gleiche Erscheinung. Und war hier nicht vielleicht das große Problem im Leben der Frau nach großen Linien fast urtümlich ausgedrückt? Als Berberin eine große Geliebte, als Negerin aber hohe Mutter! – Und Djalla ist später sicherlich eine ausgezeichnete Mutter der Kinder des Schmiedesohnes Buba Dambele geworden.

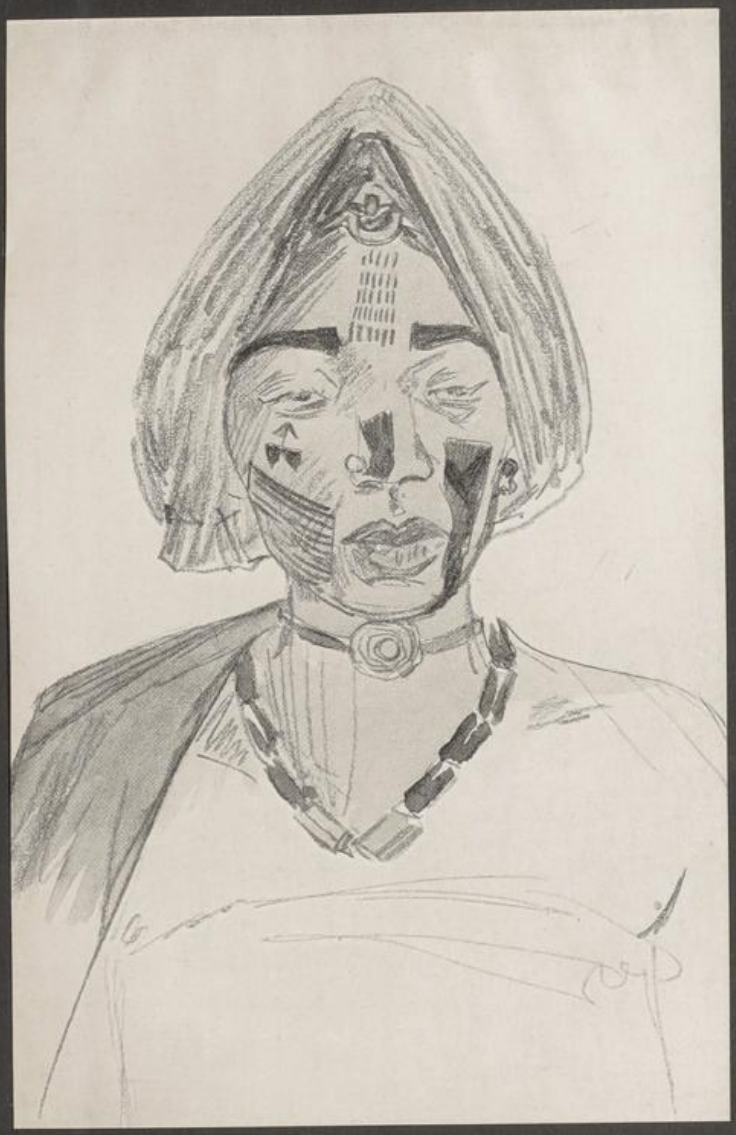
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

HETÄREN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

KURTISANE IN BIDA

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIELERLEI FRAUEN LERNTE ICH IM SUDAN KENNEN. Drei aber traf ich, die wurden mir zum Ausdruck höchstmöglichster Spannung des Frauentumes in diesen Ländern. Es waren das eine Adlige, eine Hetäre und eine Matrone. –

Im November des Jahres 1908 lag der Stab der D. I. A. F. E. (Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition) in der Hauptstadt des Kaiserreiches Mossi, in Wagadugu, das man als Herz des westlichen Sudan bezeichnen kann. Die großen Lebensadern des Verkehrs kreuzen sich hier. Von Norden her kommen über Timbuktu Lasten von Steinsalz aus der Sahara. Aus den fernen Wäldern des Südens, der Westküste, werden große Körbe der allbeliebten Kolanuß zugeführt. Mit den Mande im Senegal-Baniland aus Westen dringen allerhand Gewebeprodukte ein. Fulbehirten treiben Vieh herzu. Von Osten her laufen gewöhnlich Karawanen von Haussaländern ein, die sich teils im Lande verteilen, teils weiterziehen ins Dagombagebiet, teils auch als ferne Reiseziele Städte wie Salaga, Kong und Bonduku anstreben. Ein ununterbrochenes Rinnen und Sickern, Wandern, Rasten und Umkehren. Weit dehnen sich die Feldlager und Märkte der Fremdlinge aus. Unruhe und Unrast vom Morgen bis zum Abend. Nachts ist die Luft erfüllt vom Geruch schwelender Feuer, vom Stampfen und Wiehern gefesselter Pferde und vom häßlichen Schreien der in der Steppe herumirrenden Maulesel. Jede Völkerschaft bildet ein eigenes kleineres oder größeres Lager; Stämme, die lange weilen und von denen sich im Laufe der Jahrhunderte auch große Familien eingesiedelt haben, nehmen ganze Stadtviertel ein; so die Mande. Größere Karawanen aber siedeln sich für die Zeit ihres Aufenthaltes in eigenen Kraalen an. So die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Haussa. In einem Haussalager solcher Art vor Wagadugu lernte ich auch zum ersten Male eine Kurtisane aus diesen Ländern und Städten östlich des Nigerlaufes kennen, eine der Karua, die schon von weither erkennbar sind durch die bunte Pracht ihrer farben- und schmuckstrotzenden Kleider, den von ihnen ausströmenden Moschusgeruch, die grelle Bemalung ihrer Gesichter und die grelleuchtende Hennafärbung sorgfältig gepflegter Hände und Füße. Diese Karua unterschied sich von den andern Typen ihres Geschlechts, die ich einige Jahre später in den Haussastädten, also in ihrer Heimat in größerer Anzahl als Zierden der Promenaden und Märkte sah, dadurch, daß sie nie so schmiegsam auftrat, wie andere ihres antivestalischen Berufes und daß es eine stolze und offensichtlich sehr wohlhabende und hochmütige Kurtisane, eine Art Imperia im Sinne Honoré de Balzacs, wenn auch natürlich eine innerafrikanische Imperia war. Sie war nämlich die Führerin der Karawane, die mit ihr kam. Der größte Teil der Lasten war ihr persönliches Eigentum, und die andern Kaufleute, die sich ihr mit kleinerem Besitz angeschlossen hatten, spielten neben ihr überhaupt keine Rolle. Da sie aus Gober stammte, erhielt sie bald unter den Pfahlbürgern in schlechtem Haussa den Namen einer Goberaua. Die Karua Goberaua war schon wenige Stunden nach ihrer Ankunft eine volkstümliche Erscheinung, von der alle Welt sprach, weil sie eben mit ihrem zurückweisenden und schroff hoffärtigen Wesen so gar sehr gegen das Wesen der lebenslustigen Mossiweibchen und der stets hingabebereiten schönen Fulbemädchen abstach – und weil sie mit ihrem Aufwand, mit ihrer Kurtisanenkultur und in ihrer Eigenschaft als Djulla, das heißt ›Großkaufmann‹ auffallen mußte. Schon am

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zweiten Tage nach ihrer Ankunft wußte jeder Marktbesucher, daß der junge Kaiser selbst nach ihr begehrt hatte, daß er in einem Kronrat den Willen nach ihr durchgesetzt hatte, daß aber die Karua Goberaua dem Kammsoga-Naba, einem der höchsten Beamten des Reiches, den der Kaiser mit der Bitte um eine Nacht an sie abgesandt hatte, einen höhnischen Verweis erteilt hatte. Sie sei es nicht gewöhnt, mit stinkenden Heiden zu nächtigen; das soll ihr Bescheid auf die kaiserliche Botschaft gewesen sein. Oh, war das nun eine Aufregung! Der Mossiadel war empört. Die Bürger lachten sich ins Fäustchen. Und die kleinen Fulbemädchen wie die gutmütigen Mossiweibchen hatten von diesem Augenblick an irgendeine dringende Angelegenheit, die sie den sonst so öden und weiten Weg am Lager der Karua vorbeiführte, alle gedrängt von der undämmbaren Sehnsucht, wenigstens im Vorübergehen einen Blick auf die Erstaunliche zu erhaschen.
Wagadugu war tief erregt. So etwas hatte diese doch stets zu allerhand Vergnüglichkeiten bereite Welt in der Mitte des Kaiserreiches Mossi noch nicht erlebt. Gerade aber wegen ihrer ständigen Bereitschaft zu annehmlichen Extravaganzen und zierlichen Liebeskaprizen war die Frauenwelt der Hauptstadt besonders aufnahmefähig für die private Seite des Erlebnisses. Die stolze Karua ihrerseits war ganz die Frau dazu, um die angenehm schwüle Stimmung noch zu verdichten. Zunächst dadurch, daß sie sich überhaupt um nichts zu kümmern schien, dann dadurch, daß sie sich plötzlich einen Liebhaber nahm – einen, der ihr just zusagte, einen, der bis dahin für Wagadugu ein Nichts, ja noch weniger, nämlich ein kleiner Dreck gewesen war. Es war das ein Sogone, ein junger bartloser Page des Kaisers, der im spe-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ziellen mit der Aufsicht über ein Pferd zweiter Güte betraut war. Es war ein zierliches Bürschchen von etwa 20 Jahren; ein kleiner Stutzer, der, wie man sagte, noch nie etwas mit einer Frau zu tun gehabt hatte. Sein Name war Pugula. Eines schönen Tages war Pugula verschwunden, und wenig Stunden später wußte alle Welt, daß er im Lager der Karua weilte. Der Oberherr des Sogone ritt sogleich hinüber. Er forderte die Herausgabe des Knaben. Die Karua sagte: ›Ich kaufe dir ein anderes Kind.‹ Wütend zog der Naba ab. Der ganze Adel, der Hof, der Kaiser waren zornig. Aber die Karua kümmerte sich nicht darum. Sie hüllte Pugula in schöne Gewänder, kaufte ihm ein Pferd, das weit besser war als das, das er bis dahin für den Kaiser wartete, und gab ihm einen Sklaven.

Danach aber führte sie den dritten und letzten Hammerschlag an ihrem Kunstwerk aus: Sie eröffnete einen Markt. Natürlich in ihrem Lager. Sie stellte schöne Kleider aus Kano, zierliche Schminkbüchsen, elegante Ledertaschen, Kämme und Nadeln, Schüsseln und Schuhe aus, dazu feine Hemden, elegante Hosen, Frauenschals und Perlenschmuck. Ein nie in solcher Fülle und Reichhaltigkeit gesehenes Übermaß an Pracht stieg aus den Ballen und Körben der Karua Goberaua auf. Alles strömte zu diesem neuen Markt, der keinem Menschen zu entlegen schien. Die Menschen stauten sich. Die Sklaven der Karua und die Haussakaufleute hatten Not, die Menschenfülle zu ordnen. Die Nabas drangen in den Kaiser, den Markt zu verbieten. Aber der Kenner der Frauen, der Obereunuch Kammsoga-Naba schüttelte im Kronrat den Kopf: ›Die Frauen Wagadugus kratzen uns allen die Augen aus, wenn wir den Markt hindern.‹ Es blieb dabei. Frauen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Männer strömten zum Markte der Karua. Jede Frau machte zu Geld, was zu veräußern war, um wenigstens ein Kopftuch, eine kleine Schminkflasche, ein Paar Sandalen zu ergattern. Stolz wie eine Königin schritt die Karua Goberaua, gefolgt von Sklaven und Dienern, über den eigenen Markt. In ihrem Gefolge ihr zunächst schritt der Knabe Pugula in prächtiger Perlhuhnrobe, gleich seiner Herrin durchtränkt vom scharfen vielgeliebten Moschusduft. – Niemand wagte es, ihr den Knaben abzufordern. – Lässig ließ die Karua ihren kalten Blick über die Menschenmassen und Verkaufsplätze streifen. Sie überschlug – des bin ich sicher – mit klarem Verstand den Verdienst des Tages. Sie hatte ihr Kunstwerk vollendet. Das Geschäft war gemacht. Nach wenigen Tagen hatten die Haussa alle Waren abgesetzt. Pugula aber wurde reich mit Geschenken entlassen. – Und nun gönnte sie dem Kaiser eine Nacht. – Wagadugu jubelte.

Ja, Wagadugu jubelte; das war ein Fall ganz nach dem Geschmack dieses Volkes, das nichts Hübscheres kannte, als die Pikanterien eines zierlich-lüsternen Nachtlebens – solches aber als Ergänzung zu einem äußerlich außerordentlich züchtig und sittsam sich abwickelnden Tagesdasein. Ich habe davon in dem Buche: ›Schwarze Seelen‹ (S. 409) erzählt. Wahrung des Scheines makelloser Zucht nach außen bei unbändiger Zügellosigkeit hinter dichten Matten ist hier Trumpf. Das Mädel hat seinen Schatz. Die verheiratete Frau hat das unverbriefte, aber um so emsiger genutzte Recht, von Zeit zu Zeit den Gatten zu verlassen, um zu ihrem Dolle – das ist dem Liebhaber der Jugendzeit – zurückzukehren. Gelegentlich solcher Besuche werden alle Eherechte suspendiert. Und noch viel fröhlicher als die Mossifrauen be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

treiben die schönen Fulbemädchen die edle Kunst zu verführen, zu tauschen, in der Lebenszeit sich straffender Muskeln und heiß rinnenden Blutes Stunden der Seligkeit einzuheimsen, die noch das Alter durch heitere Erinnerung schmücken.

Die Männer haben weidlich Teil an den köstlichen Blüten, die das Leben der jungen Weiber durchranken. Sie schmunzeln, wenn sie davon erzählen. Sie lächeln, wenn sie daran denken. Sie sind stets bereit, die Tollheiten mitzuspielen, Junge und auch Alte. Oft, wenn ich die Männer ermüdet hatte durch Fragen nach den Geschehnissen der Vergangenheit, nach der feinen Struktur der Mossistaaten, nach den schwierigen Bildern ihrer religiösen Anschauungen – oft, wenn die Ermüdung jener allzu deutlich wurde, brachte ich das Gespräch auf die Sitten der Liebe und der Ehe. Dann zog sofort wieder Frische und Lust ein. Sie erzählten von alledem gut und gern.

Da fragte ich denn auch einmal, ob es im Mossilande auch etwas gäbe, wie die Karua der Haussa. Nein; es hätte früher vielleicht eine solche Art von Frauen gegeben; vielleicht wäre das auch eine Sache der Dagomba. Aber bei den Mossi würde eine Karua nicht so groß dastehen wie bei den Haussa. – Wieso die Karua denn bei den Haussa eine so große Rolle spielen? – Natürlich wäre das so. Bei den Haussa gäbe es sogar eine Königin der Kurtisanen; die herrsche neben dem Könige. – Das hatte ich doch noch nie gehört. – Es sei aber so, und man brauche nur die Karua Goberaua zu fragen, die wisse das sicher. Ja, man glaube sogar, daß diese Goberaua die Schwester eines Königs und in ihrer Stellung eine Königin der Karuas sei. Sicherlich, man müsse die Karua fragen. Ja, das müsse man und das könne man. Denn hier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sitze ja auch der Bruder des Knaben Pugula; der besuche das Lager der Karua ›seines Bruders wegen‹ täglich, und da könne er sie fragen, ob sie, die Karua, mir nicht eine Aufwartung machen und mir von dem allen erzählen wolle. – Es war unverkennbar, den guten Männern lag mehr daran, als mir, dem Forscher, diese zurzeit interessanteste Persönlichkeit des Mossilandes einmal ganz in der Nähe zu sehen.

Und so geschah es denn.

Am andern Nachmittage schon erschien die Karua Goberaua mit reichem Erfolge. Mein Haus ward eng. Dicht drängten sich Haussa und Mossi. Und nun saß sie vor mir. An Alter etwa 30–35 Jahre. Der Schmelz der Jugend war längst entwichen. Höchste Kunstfertigkeit hatte Ersatz geboten. Keine Weltdame Europas kann sorgfältiger frisiert, manikürt und onduliert sein. Nie konnte europäischer Geschmack das feindurchäderte Elfenbeintimber der Haut durch Farben der geschickten Kleider raffinierter heben, als hier dunkler und violetter Plüsch das Rotbraun einer Negerin edlerer Rasse. Und auch selbstbewußter kann keine Frau des Nordens sein. In gefühlsloser Gleichgültigkeit gleitet ihr ruhiges Auge über die Männerschar. Mit genau begrenztem, gesellschaftlich künstlichem Lächeln begrüßt sie mich. Ernst nimmt sie Platz.

Langsam steure ich das Schifflein des Fragens auf die Sache zu. Sie ist auskunftbereit. – Also daß die Haussa eine Königin der Karua hätten, das sei falsch. Das gäbe es nicht und sie wisse auch nichts davon, daß es früher einmal etwas Derartiges gegeben habe. In der Heimatstadt Gober schon gar nicht. Dagegen erzählten sich die Karua, daß es vordem, in alter, alter Zeit, nämlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lange vor der Zeit Kisras und des Islam Sitte gewesen sei, daß eine Schwester des Königs als Karua gelebt habe. In Daura sei es bestimmt so gewesen. Denn in Samfara lebten noch heute spätere Nachkommen einer solchen königlichen Karua, die sich solcher Herkunft stolz rühmten. Also von Daura könne sie nur die Legende berichten, wenn mir daran liege.

Ja, daran liege mir sehr viel. –

In Daura sei es früher so gewesen, daß neben dem Könige eine seiner (ihm angeborenen oder durch Wahl bestimmten) Schwestern regiert habe. Der König sei in allem, was er tat, durch die Vorschriften behindert – die Königin, seine Schwester, dagegen das freieste Wesen des Haussavolkes gewesen. Sie konnte tun und lassen, was sie wollte. Solange der König lebte, durfte sie nicht heiraten. Solange sie Königin war, durfte sie auch keine Kinder haben. Dagegen mußte sie sich im Frühjahr dem Könige und den Priestern hingeben. Kinder durfte sie nicht haben, weil sie ›die große Mutter‹ war, die Mutter des gesamten Volkes von Daura. Wenn sie aber auch keine Kinder haben durfte, so stand ihren Leidenschaften als Geliebte nichts im Wege. – Und dann erzählte die Karua Goberau mit etwas breitem Behagen, wie eine solche königliche Hetäre sich körperlich für ihren Beruf als ›große Mutter‹ vorbereitete, wie sie sich baden, massieren, parfümieren ließ, wie alle Härchen und Unebenheiten der Haut entfernt wurden, wie sie von erfahrenen Frauen in allem belehrt wurde, was Männer schätzen – ja, sie war sehr eingehend, und köstlich war es, wie sie diesen Bericht von der hochmütig einsamen Kennerschaft herab halb blasiert, halb lüstern erregt, preisgab. – Die Männer der Mossi waren aufmerksam und spitzohrig, wie sonst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nie, wenn sie zunächst auch nichts von der Unterhaltung verstanden.

Also die ›große Mutter‹ ward erzogen und ausgebildet, wie nur je eine Kurtisane. Sie lernte nicht allein die Anwendung der eigenen Reize, sondern auch alle Schwächen und Stärken der Männer kennen. Danach durfte sie dann tändeln und kosen mit jedem, der ihr mundete. – Ob das nur alles gewesen sei, was sie als Königin und ›große Mutter‹ zu tun hatte. – Ach nein. Sie hatte allerhand andere Aufgaben. Keine ernste Angelegenheit wäre zum Abschluß gebracht worden, zu der nicht vorher die ›große Mutter‹ das Wort ergriffen hätte. In allem wurde sie um Rat gefragt. Immer sei ihr Rat gut gewesen. Wenn Gesandte zu dem König kamen, bot ihr Hof diesen Gastfreundschaft und Lager, welches die ›große Mutter‹ gern teilte, weil Männer ihr Herz in solchen Stunden leicht ausschütten. Vieles hätte die Klugheit solcher großen Karua vermocht. Kein Mann wisse, wie klug eine Frau sei. Man erzähle in Samfara von Karuas, die hätten Gedichte gemacht, wie der große Dichter Sultan Bello. Sie hätten tanzen können, daß jedem Manne, der sie sah, der Verstand entschwand. Sie sangen und schlugen die zweisaitige Harfe. Kein Mann hätte ihnen widerstehen können.

Und ob es denn jetzt nicht mehr solche Karuas gäbe.

Nein, sie gäbe es nicht mehr. Sie selbst, die Karua Goberaua habe in ihrer Jugend noch eine Lehrerin gehabt, die ihr alles Nötige gezeigt und gelehrt hätte. Sie hätte noch gelernt, die Laute zu schlagen. Aber alles das gäbe es nicht mehr. Zur Zeit Osmans und Bellos und der großen Fulbe, ja, da wären die Karuas noch groß gewesen, da hatte jeder der großen Eroberer noch eine Karua

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

begünstigt, mit der er nächtlich geplaudert, von der er Rat eingeholt habe. Aber heute schämten sich die Menschen, mit einer Karua zu verkehren. Die Könige hätten große Städte und viele Menschen. Das Leben aber kennen sie nicht mehr. Die Märkte wären groß und viel Volk darauf. Einen großen Kaufmann gibt es nicht mehr. Die Karua von heute ist ein elendes Geschöpf, das nach Kauri und Stoffen giert, die keine Klugheit und keine Erziehung besitzt. Die Karua von heute ist schmutzig. – Die Dame spuckt wegwerfend aus.

Dann erhebt sie sich.

Deshalb bin ich, die Karua Goberaua, auf die Wanderung gegangen.

Sie geht. –

In der Tat habe ich in den Haussaländern selbst kein zweites Exemplar dieser Art angetroffen. Auch von der ›großen Mutter von Daura‹ wußte mir dort niemand so viel zu erzählen wie die Goberaua. Und über die diplomatische Funktion der Hetären an den Höfen der Fulbefürsten vergangener Zeiten schwieg man wohlweislich.

Andere Zeiten!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE MATRONE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE MATRONE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIELERLEI FRAUEN LERNTE ICH IM SUDAN KENNEN. Drei aber traf ich, die wurden mir zum Ausdruck höchstmöglicher Spannung des Frauentumes in diesen Ländern. Es waren das eine Adlige, eine Hetäre und eine Matrone.

Wenn ich die vielen Gestalten, die sich in meiner Erinnerung um diese drei Typen scharen, unter einander vergleiche, so tritt wieder der alte Gegensatz hervor: Hamiten hier, Äthiopen dort. Die Abessinische Frauenrechtlerin und Djalla, die ›große Mutter‹, und die politisch wirkenden Hetären, die kluge Hatumata und die Erzieherin des Helden Samba-Kulung, Sia Jatta Bari und Annallja Tu-Bari (vgl. Atlantisausgabe, Bd. VI) sind Möglichkeiten und Notwendigkeiten hamitischen Seins. Sie fließen zusammen im hohen Stil der hamitischen Frau. Sie sind nur denkbar in einem Paideuma, einem Kultursein, das als letzte soziale Auskristallisierung das Frauenrecht, das Matriarchat hervorbrachte. Es ist das gleiche Wesen, das im Leben wie in der Sage französischer Kultur immer wieder durchbricht. Die ›große Mutter‹ sollte heißen ›große Geliebte‹; sie ist Aphrodite, Kybele, Rhea, und der Mann wird in ihrem Bann in letzter Instanz zum Helden oder zum Attys.

Den Gestalten um die Adlige und die Hetäre sind die um die Matrone gegensätzlich. Der ›großen Mutter‹ oder ›Geliebten‹ tritt die ›gute Mutter‹ gegenüber. Sie vereinigt in sich alle jene Hunderte und Tausende von Frauen, von denen die aristokratische Abessinierin wegwerfend sagte: ›Andere sind nur Mutter, die sind langweilig und gute Tiere. Die sind gut für das Land und taugen zur Bäuerin.‹ – Das sind die Frauen, die Weininger niemals gesehen haben kann. In Afrika ist es die äthiopische Frau, in Europa

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch die Deutsche – soweit sie echt und nicht verzerrt ist. Das sind Frauen, die, ohne je Aufsehen zu erregen, still und dem heischenden Auge des Mannes unsichtbar durch das Leben gehen. Man kann von ihnen sagen, daß man ihre Seelengröße nie erkennen kann an ihnen selbst, sondern nur an ihren Sprossen. Es sind Frauen wie die Mutter des grünen Heinrich und des Hungerpastors. Erst wenn sie verschieden sind, erfühlt man ihr Format. – Eine Frau dieser Art, ein Frauenschicksal solcher Lebensform und Lebensbahn habe ich im Grenzgebiet zwischen den Steppen des westlichen Sudan und den Urwäldern Liberias getroffen. Wir sahen sie mehrmals, mein Zeichner entwarf eine Skizze von ihr. Wir nannten sie vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an stets: die Matrone.

In riesenhaften Dimensionen wogt seit Jahrtausenden das Völkermeer des Westsudan, aufgepeitscht im Norden durch die elementare Gewalt der Saharastämme, hinbrausend über die weiten Steppen, verstrandend in den finsteren Urwäldern der westafrikanischen Landschaft. Schicksale türmten sich auf Schicksale. Kein Reich, kein Volk, keine Rasse entging dem brandenden Wirbel. Staaten knickten wie dürres Stroh, und Reiche brachen empor wie vulkanische Ausbrüche. Viel zu groß ist dieses Kräftespiel zweier oder dreier Jahrtausende, um mit dem engen Maßstab historischen Wissens und Denkens erfaßt werden zu können. Was bei uns Erlebnis eines Menschenlebens ist, war dort Werden und Vergehen ganzer Völker. Gana ward und zerbrach. Mali ward und zerbrach. Songhai ward und zerbrach.
Aber alles, was an zerschollener Größe dem großen Sturme zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entrinnen vermochte, suchte scheu eine letzte Rettung und Bergung in den unzugänglichen Urwäldern der Westküste, im großen ›Tukorro‹. – Was heißt das?

Für den echten alten Sohn des Manding, für den alten Mande, gibt es weder nach Osten, noch nach Norden noch nach Süden eine Grenze im historischen Ausschauen, im Handeltreiben oder im geographischen Sinne. Desto schärfer, klarer ausgesprochen oder bewußter ist eine Ausscheidung der Südländer aus dem Interessengebiete der Mandingo. Für mein westliches Reisegebiet liegt die Grenze etwas nördlich der Wasserscheide der Nigertributäre und der Westflüsse, etwa 9° 30′ nördlicher Breite. Was südlich liegt, heißt der Tukorro oder Tukotto, der große Wald. Das ist das Land der Barbaren, der Menschenfresser, der Madumu, wie die Bammana sagen, der Mogodumu nach Malinkebezeichnung, das ist auch das Land der Zwerge. Der Tukorro mit seinen mächtigen Wäldern und Bergen und mit seinem Überfluß an Abflüssen ist gewissermaßen ein Märchenland, und es ist noch nicht gar so lange her, daß sich kein Mande da hineintraute. – Es sei denn, daß ein im Kriege unterlegenes Volk, gedrängt und zum äußersten getrieben, nach jener Richtung entfloh. – Das war zwar nicht selten, aber eine Beziehung ward damit nicht angeknüpft. Die Verdrängten gingen im Waldnegertume auf, rechteten und kämpften mit ihnen um Hegemonie, sie schüttelten aber jedesmal den Staub der Heimat von sich. Sie waren nun Tukorromenschen geworden und blieben es. Das, was danach zutage tritt, entspricht genau den Verhältnissen, auf die uns die geographische Gesamtlage schließen läßt. Mischung, Mischung, abermals Mischung. Was sich auf dem mächtigen Mandingoplateau

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seit alter Zeit abgespielt hat, werden wir natürlich nie erschöpfend erfahren, aber soviel wissen wir heute schon, daß dieses Plateau von Norden her durch eine Welle nach der andern überspült wurde, und daß mit jedem Wogengange eine ältere Dünenstrandung über die Wasserscheide hinweg nach Süden in den Tukorro gejagt wurde. Samori suchte in den Tukorro zu entkommen, die Kulloballi flohen vor den Susu zu den Kissi – die Soninke flohen vor den Malinke nach Süden – die Ganaleute sollen vor den Soninke hierher entflohen sein, und so leiten die Gersse ihre Herkunft ab; Kammara flohen vor den Dia und siedelten sich als Tomma usw. an.

Und doch! Mögen im Blute dieser Menschen zwanzig, fünfzig, neunzig, fünfundneunzig Prozent vom Blute nordischer Steppenvölker sein – gleich, es sind, es bleiben Urwaldvölker, gleiche Art, wie ich sie im großen Kongowalde und im Benuewalde gesehen habe, wie sie andere Reisende aus anderen afrikanischen Waldgebieten beschreiben. Es ist ein Typus für sich, eine Menschenart, die nicht aus dem Dorfbanne heraus mag, die an Umgrenzung gewohnt, sich selbst in jeder Bewegung begrenzt. Es sind schwerfällige Menschen, die scheu sind. Es sind Menschen, die selten lachen, jedenfalls nicht vor dem fremden, die an den kleinsten Kreis menschlicher Gemeinschaft gewöhnt sind und die demnach den Fremden ängstlich, ärgerlich, mißtrauisch ansehen. Sie haben ein wenig vom Katzengeschlechte, von deren Lauern und Schleichen und deren Blutdurst und Gewalttätigkeit. Sie sind, wenn unsereiner erscheint, düster und scheinen stumpfsinnig. Ich buche diesen Eindruck – ich glaube aber, daß er täuscht. Ich habe so ganz aus dem Verborgenen bei den Wald-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

leuten ebenso impulsiv hervorgerufene Bewegungen (z. B. Umarmung, wenn sich Freunde oder Verwandte plötzlich wiedersehen!) – auch sentimentaler Art gesehen, wie bei den Steppenmenschen. Aber der Steppenbewohner gibt sich ungezwungen, frei, unbefangen, gibt seiner Laune unbekümmert um die Anwesenheit anderer Ausdruck, während der Waldbewohner solches nicht nur ungern den andern sehen läßt, sondern auch vor den eigenen Leuten verheimlicht.

Die gewaltigen Mauern, die der Urwald um den Weiler der Buschmenschen baut, die Unsicherheit des Weges, die allzugroße Übung im Bogenkampfe mag viel dabei tun. Wiederum wirkt die längere Regenperiode in den Waldregionen beeinflussend. Aber es kommt hier im Westen noch ein Moment hinzu, das den schwersten Schaden auf den Gemüts- und Geisteszustand der Waldvölker ausübt; das ist die primitiv kümmerliche Arbeitsteilung. Alle diese Völker folgen dem gleichen Gesetze, nach dessen strenger Innehaltung dem Weibe alle Last der Familien- und Feldfruchtfürsorge zufällt, während der Mann einer mehr oder weniger stumpfsinnigen Heimarbeit und Hausgrübelei überlassen ist. Diese bummelnde Grübelei hat nichts gemein mit dem Geistesleben großer Männer, Religionslehrer, Philosophen und Künstler der Kulturvölker. Für schöpferische Intuition oder irgendeinen höheren Geistesaufschwung fehlt diesen Menschen jede Vorbedingung. Zu eng ist der Kreis der Erfahrungen, zu niedrig der Umfang der Kenntnis, zu primitiv die Erziehung, zu plump der Mechanismus unter der Hirnschale. Zu hoch die Wände der Urwaldschranken, zu schmal das Blickfeld zum Himmel! Und wenn auch eine höhere Idee in diese primitive geengte Denkwelt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hineingeschleudert wird, so muß sie verkümmern, wie jedes Samenkorn, das auf einen toten Fels gelegt wird – von der nur törichte Menschensehnsucht Wurzel, Blätter und Blüten erhoffen kann, die doch nur auf festem Wiesenlande emporsprießen können.
Der Wald ist zu üppig, der Mann zu ›frei‹, das Weib überlastet, – die Kultur kann so nicht gedeihen.
Das beides aber ist es, was diese Waldvölker miteinander verbindet: einmal die gemeinsame Erziehung durch das Leben im Walde – dann, daß hier im Walde noch Reste alter, andersartiger Kulturform heimisch sind, die, wenn auch in noch so schwachen Dosen zugegeben, aus jeder in den Wald getragenen, neuen Mischung herauszuschmecken sind. Dazu gehört z. B. Frauenfleiß und Männerfaulheit. Hier ein Beispiel!

›Frühmorgens,‹ ziemlich bald nachdem die Hähne gekräht haben, das heißt etwa um sechs Uhr oder so, erheben sich diese Herren der Waldschöpfung von ihrem Lager, gähnen sich aus, hüllen den vor Kälte zitternden Leib in Baumwollappen, treten vor die Haustür und geben sich der berechtigten, wenn auch für uns nicht ganz verständlichen Hoffnung hin, daß die weiblichen Blüten des Waldstädtchens seit mehreren Stunden für das morgendliche Wohlbefinden der Ehegatten gearbeitet haben. Er knurrt, brummt etwas, geht zu einer kleinen Plattform hinter dem Hause, legt alles ab, was er außer dem vom Mutterleib her Mitbekommenem noch an sich hat, steigt auf die Plattform und – siehe, da erscheint auch die ›edle‹ Herrin des Hauses mit einem Topfe warmen Wassers und einigem Faserwerk mit Seife. Vater läßt sich von Mutter warmes Wasser übergießen, immer wieder und vom Kopf über

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Rücken, Brust, Bauch, Beine und was sonst da ist, läßt sich alles abstreifen, grunzt vor Behagen, und die Kinderchen stehen dabei und finden das Ganze ebenso natürlich wie jedes größere und auch schon weißhaarige Kind des Urwaldes im nördlichen Liberia.

Es ist nicht nur das Seltsame an dieser Sitte, was mich veranlaßt, dies Bild diesem Absatz an die Spitze zu stellen. Etwas anderes kommt hier wie während des ganzen Tages-, Jahres- und Lebenslaufes zum recht klaren Ausdruck, das ist die Knechtschaft des Waldweibes. ›Arbeite und bringe Kinder hervor, ernähre sie und sorge für das Einkommen vom Vater bis zum jüngsten Nachkommen‹, – das ist das Gesetz, das weibliches Wesen und Leben hier beherrscht. Diese Waldmenschen leben noch mitten in dem Zeitalter, in dem die Arbeitsteilung eine ursprüngliche ist. Der Mann beschützt das Gemeinwesen im Kampfe und im übrigen arbeitet in Kulturarbeit die Frau das, was notwendig ist und der Mann das, was seiner Laune ansteht.

Damals, als wir in den Dörfern Nordliberias umherreisten, fiel es uns nicht auf. Als wir dann aber wieder nach Norden kamen zu den gebildeten Kammara und gar erst zu den Kaba, da waren wir oft verblüfft, wenn eine Frau auf dem Wege an uns vorübergehend ihren freundlichen Gruß uns lachend zurief und dazu harmlos, freimütig und fröhlich Rede und Antwort stand, eine Frucht als Weggabe reichte oder gar unbekümmert um unsere Eigenart als Männer und Weise uns nach vorausgegangenen Gefährten oder so fragte. Dann sahen der Maler und ich uns oft erstaunt an und manchmal fiel auch der Ausdruck der Verwunderung: ›Wenn das einmal ein Waldweib wagte!‹ – Unmöglich!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diesem Urwaldgebiet näherte ich mich im Februar des Jahres 1908. Die Expedition lagerte in der letzten Stadt des Steppengebietes, in Beela. Diese Stadt hat eine französische Station und einen großen Markt. Die fremden Herren nahmen uns freundlich auf, wie sich das unter natürlichen Verhältnissen in diesem an Europäern sehr einsamen und der Küste weit entlegenen Lande Sitte ist. Als ich von dem Besuch in das Lager zurückkehrte, kam mir ein ›zahmer‹ Tomma, den wir unterwegs als Verschlagenen aufgegriffen und als Dolmetsch eingestellt hatten, mit der Mitteilung entgegen, daß eine alte Tommafrau mich zu sprechen wünsche. Eine günstige Gelegenheit, um eine Freundschaft mit den etwas unheimlichen Bewohnern des vor uns liegenden Urwaldes anzuknüpfen!

Die Frau wird gebracht. Ein greisenhaftes Mütterchen.

Bescheiden hockt sie in ihrem Winkel.

Auf Fragen antwortet sie wohl immer erst nach einiger Überlegung. Dann aber klar und verständlich.

Sie sei ein Tommaweib aus der heute zerstörten Stadt Boyola.

Sie sei auf der Suche nach ihrem Enkel, sie suche ihn schon seit vielen, vielen Jahren.

Ein anderer sei nicht da, ihren Enkel zu suchen. Die meisten ihres Beni seien bei der Zerstörung von Boyola getötet und weggeführt worden.

Sie und ihr Enkel seien die einzigen, die von dem ganzen Beni übrig geblieben seien. Sie hätten allein zu zweien eine Reihe von Jahren in einem Orte bei Dandando gelebt. Dann sei auch der zerstört und ihr Enkel vor ihren Augen gefangen und als Sklave nach Norden geführt worden. Seitdem suche sie ihn. Es sei kein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anderer da, um ihn zu suchen. Sie müsse also Großvater und Großmutter, Vater, Mutter und Bruder für ihn sein. Sie tue es gern. Sie wisse, daß sie ihn finden werde. Sie wisse es.

Einmal hätten sie zu vielen zusammengehaust. Das war in Boyola. Damals lebte ihr Mann, sein Vater und zwei Vaterbrüder, drei Brüder ihres Mannes, elf erwachsene Söhne und vierzehn unmündige Kinder. Viele Frauen hätten zu dem Beni gehört. Wenn ich ausrechne, daß das zusammen fünfzig Menschen gewesen sein müßten, so sei das wohl richtig. Denn es seien sehr viele gewesen. Auch großen Reichtum hätten sie besessen, Stoffe und Kleider, Häuser und Äcker. Sie allein sei übrig geblieben, und nun wandere sie seit vielen, vielen Jahren umher und suche ihren Enkel.

Von ihrem Manne habe sie gehört, daß sein Beni von dem Volke der Kammara abstamme. Die Kammara wären aus dem Norden gekommen. Dort seien sie ein großes und starkes Volk gewesen. Sie und ihr Enkel seien aber allein übrig, und ihren Enkel werde sie finden.

Jetzt wandere sie in das Land Uassulu. Sie habe gehört, daß dort noch eine Reihe von Tommasklaven lebe. Vielleicht werde sie ihren Enkel da finden. Sie werde ihn überall wiedererkennen, denn sie hätte ihn aufgezogen von Jugend an. Sie sei wie seine Mutter. Sie würde ihren Enkel treffen und würde Mittel finden, ihn frei zu machen. Dann wolle sie mit ihm zurückkehren in den Tukorro.

Sie habe gehört, ich käme aus Uassulu und Kankan. Sie bäte mich um Briefe. Sie würde von einer Stadt zur andern wandern und sie würde ihren Enkel finden. –

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Matrone erhielt ihre Briefe. Mit heißen Dankesworten zog sie am andern Tage von dannen, dem Norden zu – in das Ungewisse!
Und ich verglich!
Stolz und unter der Herrschaft mächtiger Fürsten lebte dies Volk der Kammara einst im Norden, eines der mächtigsten der Tradition, eine Kette von Staatenbildnern und Städtegründern! Barden und Imame hatten mir von der einstigen Höhe gesprochen. – Und am Ende ein kümmerlicher Rest; aus all dem Wogen und Wallen, aus dem Brodeln und Gähren des Willens herrlicher Helden und großer Könige war als letztes dieses alte kleine, verhutzelte Mütterlein, diese Greisin von vielleicht achtzig Jahren übrig geblieben, die nun in das Ungewisse, in weite, große, unbekannte Länder auszog, ihren letzten Nachkommen, den letzten Sprossen eines einst starken Zweiges der Kammara zu suchen.
Eine Greisin, die nur noch das eine Ziel hatte. –
Und die nicht zu erschüttern war in dem Glauben, diese letzte Aufgabe lösen zu können. –
Und sie trippelte mit großem Mute von dannen.

Wir zogen in die Wälder. Wir fanden unsern Weg zwischen Lianen, mißtrauischen Eingeborenen und bösartigen Franzosen hindurch (vgl. ›Auf dem Wege nach Atlantis‹, Kap. VIII–X). Wir kehrten auf Milo und Niger nach meinem Hauptlager Sanssouci in Bamako zurück. Wie eine Spinne saß da der Forscher inmitten eines Netzes von feingesponnenen Fäden und fing an Nachrichten und Dokumenten alles ein, was gepackt werden konnte. Winter und Frühling gingen ins Land. Es wurde Sommer und Hoch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sommer. Ach, es war eine recht heiße Sonne, die im Juli 1908 über den Staat Bamako am Niger glühte! Alles war müde und matt. Mühsam schleppten sich meine Boten ins Land, träge kamen sie zurückgeschlichen. Stöhnend arbeiteten die Leute in den Höfen. Der Frohsinn ward zum Tagesrest, den man nur abends kosten konnte. Fade und geschmacklos rieselte das Leben durch die Kehle.

Ja, sie zogen schleppend und träge durch die glühende Steppe. Fieber zermürbten die letzte Spannung. Mancher kehrte heim als Leidender. Einmal ward wieder eine solche Rückkehr verkündet. Aus dem Bananggebiet. Schon Mussa Dierra war als ein Totkranker von dort auf einer Tragbahre heimgeholt. Nun mußte ich auch den Gessere Mussa einheimsen lassen. Auch seine Leute waren schlapp geworden. Wenn er noch lebe, so verdanke er das der Fürsorge einer ganz alten Frau, die ihn mit ihrem Sohne versorgt habe. – Auch dieser Trauerzug langte an.

Und wer hinter der Tragbahre herkam? – Das war die ›alte Matrone‹ aus dem Lande der Tomma. Einer der Träger der Tragbahre aber, ein starker Mann, das war ihr oder ›der‹ wiedergefundene Enkel. Die Alte hatte in Uassulu das Ende des Fadens seiner Schicksale gefunden und hatte es verfolgt bis in ein Fulbelager in Banang. Der Gessere Mussa hatte sie getroffen und ihr, meine Wünsche in solchen Dingen kennend, geholfen. Der Enkel war da!

Hei, war das ein Abend!

Im großen Hinterhofe wurden die Trommeln gerührt. Dolo (Sorghumbier) und Palmwein war zur Stelle. Guter Tabak ward verteilt. Die jungen Männer tanzten, die alten lächelten und schmun-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zelten, und die Musikanten rasselten zu Ehren der Matrone. Sie aber saß verträumt und selig in einem Winkel, bis die Lustbarkeit ihren Höhepunkt erreichte. Da erhob sie sich, ruckartig, schnell. Und dann – tanzte sie trippelnd und mit verschämt zu Boden geschlagenen Augen – tanzte zierlich wie eben nur eine Greisin tanzen kann – tanzte vor ihrem Enkel, zu seinen Ehren!
Sie, die mehr Kraft der Seele und des Herzens besessen und erwiesen hatte als hundert Männer.
Sie tanzte, die Matrone aus dem einst so edlen Stamme der Kammara!
Sie war jetzt, wie immer, nur Mutter.
Wie versank da doch all die Gloria der edlen Frauen aus hamitischem Blut.
Die Matrone!
Die ›gute Mutter!‹ –
Weininger, Weininger, solches hast du in deinem Leben nie gesehen. Du warst hellsichtig für vieles. Die Heiligkeit und Herrlichkeit der Mutter zu sehen – hierzu warst du nicht begnadet.
Dieses aber war ein elendes altes Weib aus dem Urwald Afrikas.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER HERR DES STUHLS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER ÄLTESTE DER OGBONI

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

OFT HABE ICH MIR IN AFRIKA DIE FRAGE VORGELEGT: in welcher Art von Menschenhänden in diesem Erdteile vor allem die Macht liege. Ich sah in hoher Lebensstellung nur wenige starke Menschen, die aus ihrem Lebenskreise heraus mehr als die Mehrzahl – aber viele Schwache, die ihre Möglichkeiten überhaupt nicht zu erfüllen vermochten. Drei Lebensformen tragen aber auch dort die höchste Ausdehnungsfähigkeit in sich: die des Priesters, die des Königs und – die des Dienenden.

Sicher ist es ja, daß in größerem Ausmaße keine Kraft gehandhabt, keine Macht entfaltet werden kann, die dem einzelnen nicht entgegengebracht wird. Das Rotafrika der Hamiten und das Schwarzafrika der Äthiopen müssen deshalb verschiedene Wesensarten ihrer Machtbildung entwickeln. Der hamitischen Erde gehört Fatalismus, Duldertum; sie erlebt eine Aufspeicherung dämonischer Kräfte. Die Überfülle entlädt sich gelegentlich im Fanatismus, plötzlich, orkanartig, plutonisch (Paideuma, S. 129). Die Steigerung führt dann zu aufbrausenden Erscheinungen, wie etwa die des Mahdi im Nilgebiet, in dem als Ausdruck höchster Macht Priestertum und Herrschaft in einer Person zusammenflossen. – Das heißt also: die Persönlichkeit empfing die Kraft aus der Menge, schloß sie in seiner einen Hand zusammen und handhabte sie als wuchtige Macht, die ihrem Wesen nach ganz den Eigenarten, die alle beherrschten, entsprach.

Entgegengesetzt hierzu äthiopische Lebensform, äthiopisches Kräftespiel, äthiopische Machtentfaltung. Das Dasein wallt hier im Kurvenlaufe erst sich steigernd bis zur höchsten Blüte und organischen Weiterentfaltung, dann sich in das Ersterben senkend dahin. Der fanatisch-gewaltsamen Explosion steht infolgedessen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die ebenmäßig sich auswirkende Pietät gegenüber. Die Kräfte fließen hier demnach zu Ständigem und Erhaltendem. Machtentfaltung hat weder Ekstatisches noch Blendendes, weil die Kräftespeisung eine ausgeglichene ist. – Daher also steht der nach außen großartigen Erscheinung eines hamitischen Mahdi eine ganze Reihe äthiopischer Priester gegenüber, deren hervorragender Bedeutung aber niemals die glänzende Pracht jenes Vielgenannten entsprach.
Aber unter allen Priestern, die ich kennen lernte, wurden mir sinnvoll vor allem nicht die hamitischen und nicht die äthiopischen, sondern die atlantischen, das heißt die der westafrikanischen Geheimbünde. – Von einem dieser will ich hier erzählen.

Die afrikanischen Völker der atlantischen Küste zeichneten sich seit der mittelalterlichen Entdeckung durch eine Kultur aus, die aus mehreren sehr alten Ergüssen ferner Länder zu einer verschmolzen war, die im Laufe der Zeit einen ganz besonderen Charakter und Typus gewonnen hatte. Zu ihren hervorragenden Sondermerkmalen wurde schon lange eine soziale Sonderbildung gerechnet, die als Geheimbünde eine weittragende Bedeutung gewonnen haben. Diese Bünde stellen eine Organisation ›würdiger‹ Männer dar, die das alte Herkommen wahren, die Recht sprechen und sich gelegentlich als Vehme auftun, die ›das Volk‹ durch religiöse Zeremonien, zumal durch möglichst schauerliche Maskentänze in Respekt erhalten, die die Jünglinge erziehen und sie gewissen Initialschrecken unterwerfen, die aber neben der Zucht des ganzen auch nicht den eigenen Vorteil vergessen. Das Feld der Betätigung dieser Bünde ist demnach ein recht ausgedehntes und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Weise, wie sie das ihnen zustehende Land bewirtschaften, eine sehr abweichende. Die einen Bünde ordnen in großen Zügen politische Beziehungen und bilden hierzu sogar Truppen aus. Andere widmen sich nur der Jugenderziehung, dritte nur der Inschrankenhaltung üppig ins Kraut schießender Frauenemanzipation. Vierte endlich gedenken nur des Handels und bilden Unternehmungen geschäftlicher Natur aus, deren Profit die Teilhaber je nach dem Grade, bis zu dem sie sich aufsteigend durch Beiträge emporgeschwungen haben, ausschütten.

Je nach dem Zweige, den die Bünde besonders kultivieren, tritt das religiöse Moment des Kultus und demnach das mit ihr verbundene Priestertum hervor. Da, wo seine Rolle die der Hauptakteure im Volksleben darstellt, ist mit ihm ein streng konservativer Sinn verbunden, der danach trachtet, alte Anschauung, alte Traditionen, alte Sitten und alte Vorrechte bis zum äußersten zu verteidigen. Solchergestalt entstehen wahre Museen archaistischer Kulturgüter, die für unsereinen dann Fernblick in ungeahnte Tiefen der Kulturbildung gewähren. Kein Wunder also, daß ich überall besonders emsig danach trachtete, den Vorhang in dem Tempel so altehrwürdiger Institutionen zu lüften, daß es stets, wo immer ich auch Nachrichten der Existenz solcher Einrichtungen erhielt, mein erstes Streben war, in die sakralen Geheimbünde aufgenommen zu werden. Und so ist es nur selbstverständlich, daß ich im Laufe der Zeit Mitglied ebensovieler afrikanischer Geheimgesellschaften wurde, wie so mancher gute Philister in Europa, der sich rühmen kann, ebensowohl am Kegelklub, wie am Gesangverein, an der Lesegesellschaft wie an der Harmonie und dann noch an der Loge seiner Heimat Anteil zu haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Da ich nun nachgerade Bürger beider Erdteile geworden bin, somit Einblick in beiderlei Art gewonnen habe, kann ich wohl sagen, daß eigentlich und äußerlich genommen, ein so großer Unterschied in ›dieser sozialen Form‹ Europas und Afrikas nicht besteht. Hier in Europa schneidet man im behaglichen Sichgehenlassen etwas schneller die Ehre ab, dort den Kopf. – Und letzteres ist mir zuweilen aristokratischer und ehrlicher erschienen. –

Besonders in zwei Gebieten ist mir die Wucht der Bünde und ihre Eigenart bewußt und ergebnisvoll geworden; bei den Mande am oberen Niger und bei den Joruba nahe der Mündung des gleichen Stromes. Die Mande sind kastenmäßig geschichtet: Adel, Barden, Schmiede und Hörige. Die Schmiede sind die volkstümlich Stärksten. In ihren Händen liegen die Amtsführung von Nama, Komma, Kumang, Dierra oder wie die großen Geheimbünde alle heißen mögen. Um ein Bild von dem Innenleben und der Auswirkungsfläche der Bünde zu geben, lasse ich die Schilderung der Institution der Kumang der Bosso am oberen Niger folgen (vgl. Atlantisausgabe, Bd. VII).

In alten Zeiten hatte der Kumang eine unbegrenzte Macht, aber dann wurde er niedergedrückt und seine Einflußsphäre begrenzt, denn es starben zu Zeiten der großen Kumangfeste allzu viele Menschen. Diese Feste wurden alle sieben Jahre einmal gefeiert, dann aber mit außerordentlichem Pomp, so daß im Lande große Aufregung herrschte. Niemals erhielten etwa weibliche Wesen oder Knaben oder auch nur Jünglinge und Männer das Recht, der höchsten Altersstufe des Bundes nahe zu kommen, wenn diese ihr Fest beging. Lediglich alte Männer wurden darin aufgenommen und waren daran beteiligt. Und was die Vornehmen dabei er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lebten, das spielte sich auf einem Platze im Walde ab. Wollte ein Alter eintreten, waren die andern damit einverstanden, so mußte er einen schwarzen Stier, sowie eine Kalebasse mit Hiersebier bringen. Die Opferung des Stieres war eine sehr eigentümliche; er ward nämlich auf einen Palmenbaum gezogen und dort oben getötet.

Sollte das siebenjährige Fest abgehalten werden, so sandte der Mare, der Leiter oder Verwahrer des Kumang, Boten an alle Mitglieder, also nach allen Richtungen. Jeder der Alten rüstete dann sein Festkleid, das aus gelbem Stoff gefertigt war und vor allem aus Hose, Überhang und Mütze bestand. Die Mütze war in Reihen mit vielen Amuletten bedeckt. Außerdem hatte jeder seinen zeremoniellen und würdigen Fliegenwedel, einen Ochsenschwanz, der mit rotem Kopfe und einer Kette geziert war. Die Kette ward über den Arm gestreift, so daß der Wedel, wenn nicht bewegt, wie ein Fächer herabhing. Außerdem brachte jeder noch seine Gabe für die Sitzung mit; das waren Schlachttiere und berauschende Getränke. So ausgerüstet, machte er sich auf den Weg zum Sitzungshause.

Der Mare, der Verwalter und Leiter der ganzen Veranstaltung, hatte inzwischen den Platz, der den Gelagen und Tänzen diente, neu hergerichtet. Er selbst nahm auf einer Menschenhaut, und zwar auf der Haut eines Albino, Platz, über die das Fell eines schwarzen Schafbockes ausgebreitet war. Darauf kam nun einer der Alten nach dem andern, begrüßte den Mare und lieferte seine Gaben ab. Auch war jeder so vorsichtig, seine magischen Mittel mitzubringen und bereit zu halten. Die Alten ließen sich um den Mare herum nieder, und nun wurde beschlossen, Speisebereitung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

besorgt und dann geschmaust und gezecht. Sieben Tage lang währte solches Gelage, und während dieser siebentägigen Schlemmerzeit war noch nichts von den eigentlichen Masken der Kumang zu sehen. Ich irre aber wohl nicht, wenn ich die verschiedenen nicht ganz klaren Angaben meiner Berichterstatter dahin deute, daß man sich während dieser sieben Tage schon darüber einigte, wer etwa hinweggeräumt werden sollte oder wie diese oder jene Volksangelegenheit durch Eingriff des Kumang am besten zu regeln sei. An einem Mittwoch wurde die siebentägige Schlemmerei abgeschlossen, und dann legte jeder Alte sein gelbes Staatskleid an, um sich würdig auf das Kommende vorzubereiten.

Auf dem Zusammenkunftsplatze ragte ein Jagobaum empor. Der Jagobaum gilt als Mutter des Kumang. Aus seinem Holze wird die Maske des Bundes geschnitzt. An dem Fuße dieses Baumes war auf Anordnung des Mare eine Grube ausgehoben worden, in der wurde der Kumang mit Maske und Federkleid untergebracht. An dem interessanten Mittwoch stieg sie etwa gegen 3 Uhr zum Tageslicht empor. Zuerst wurden Opfergaben an Kola, Mehl, Blut der geschlachteten Ochsen und auch von den magischen Mitteln darauf geworfen, und dann begann der Kumang-Dialli, der Vorsitzende des Mahles, sein feierliches und heiliges Lied zu singen. Der Text begann mit den Worten: ›Loch, Kumang, daneben Baum, (eine) Blüte blüht an, (eine) Blüte knospt.‹ – Während das gesungen wurde, regte es sich im Loch, und langsam erhob sich die Federmaske in der Grube. Die Kumangmaske begann zu schreien. Der Kumang begann einige Worte zu singen, und die Leute im Kreise antworteten. Die Alten saßen zunächst in einem Kreise, das Gesicht alle nach innen, den Rücken nach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

außen gewendet. Sie klatschten zum Tanze der Maske in die Hände, aber keiner durfte sich bei Todesstrafe umsehen. Um diesen Kreis tanzte inzwischen der Kumang. Aber jetzt schon starben der eine oder der andere unter dem gewaltigen Andrängen der richtenden Macht, die dem Kumang innewohnte.

Der Kumang selbst war erst klein wie ein Kind von zehn Jahren, dann aber wuchs die Maskengestalt mächtig empor zur Höhe der Palmbäume. Er wechselte beim Rundtanze beständig die Größe, die Form, die Geste, wie ich das selbst in Kumi sehen und mein Zeichner es skizzieren konnte. Er rückte empor und sank zusammen. Er wechselte die Form seines Federkleides und schien bald größer, bald kleiner, bald weißer, bald grauer. Er tanzte schon an diesem Mittwoch, dem ersten Tage seines Auftretens bis in die Nacht hinein, und nachdem die erste Reigenlinie um den Kreis der Vertreter gezogen war, traten diese auseinander, und jeder hatte nun das Recht, nach der Zukunft dieser oder jener Sache zu fragen, nach dem Schicksal dieses oder jenes Menschen. Und der Kumang erteilte Antwort und Auskunft über alles, was in den sieben Jahren bis zum nächsten Feste vorkommen würde.

Dieses beides aber schien der wesentliche, integrierende Bestandteil im Treiben der Maskierten der Altersklasse gewesen zu sein: prophetischer Tanz und soziales ›Reinemachen‹. Man konnte fragen und war sicher, daß die Maske über alles Auskunft gab: auf Fragen nach Krankheit, Tod, Besitz und Wohlfahrt, Aufkommen und Niedergang der Familien, ja, die einzelnen Angehörigen der verschiedenen Berufe erhielten Bescheid und vielfach Ratschlag, Jäger und Fischer, Ackerbauer und Viehzüchter. Das währte drei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tage lang hintereinander, an einem Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Und an diesem Freitag sagte die Maskengestalt endlich zum Schlusse dem Mare, dem Verwalter und Leiter des Kumang, ob er noch bis zur nächsten Tagung, also noch sieben Jahre, leben würde. Dabei war es gleichgültig, ob der Mare etwa mitten oder am Anfange oder am Ende des nächsten Festes sterben würde. Er wurde aufgefordert, nach Hause zu gehen, das Kleid abzulegen und es einem Manne zu übergeben, den der Kumang gleichzeitig als Nachfolger ernannte. Das war das letzte wichtige Ereignis, das während der Tagung des Kumang vorkam.
Im übrigen fand da, wie gesagt, ein gründliches soziales Reinemachen statt und täglich starben während der Tagung sowohl unter den Bewohnern der dem Zusammenkunftsplatze nahe gelegenen Ortschaften, als unter den Leuten im Walde selbst mehrere. Man geht natürlich nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Sterblichkeit eine Folge der während der ersten sieben Tage des Gelages stattgefundenen Altenbesprechung gewesen sei. –

So erkundet, erforscht und aufgezeichnet anno 1908 am oberen Niger. Die Macht priesterlicher Bundherren erschließt sich aus solchen Berichten, wenn auch zu noch so starken Eindrücken wirkend, doch nur der Ahnung. Ich sollte aber persönliche Bekanntschaft machen mit der ganzen Wucht priesterlichen Vermögens, das sich aus derartigen Bildungen ergibt. Dieses war im Jahre 1910, und zwar im Jorubaland östlich der Nigermündung – bei jenem merkwürdigen Volke, das uralte Traditionen und Sitten, Anschauungen und Gewerbe durch die Jahrtausende über einen edlen, archäologische Belegstücke bergenden Boden bewahrt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hat. In diesem Jorubagebiet gibt es wohl Könige und machtvolle Gemeindefürsten. Die Fürsten jeder Art waren von jeher hochangesehen. Und doch stehen sie unter einer unmerklichen Volksbehörde, unter der Gemeinschaft der Ogboni.

Diese Ogboni sind die ›Alten‹, die Ältesten der vornehmsten Familien, die durch unabwendbare Opfer untereinander zum Zusammenwirken verbunden sind. Nur solche Leute werden aufgenommen, die durchgreifenden Korpsgeist und unbedingten Gehorsam an den Tag legen, und die sich als zweifellos zuverlässig erweisen. Man kann den Bund eine ›Kopfabschneidergesellschaft‹ nennen, eine Vereinigung von skrupellosen Leuten, die mit größter innerer Ruhe alle unbequemen Elemente fehmeartig mit Gift und Messer aus dem Wege räumen, die angesehene Parvenüs ausrotten und ihre Besitztümer annektieren, eifersüchtig untereinander die Ebenmäßigkeit des Einflusses abwägend, und vor allem den Städte- und Staatengewaltigen, den Bale, an ihrem Bändel tanzen lassen wie einen Hampelmann. Dieser Bale wird von ihnen gewählt, wird von ihnen instruiert, geleitet, höchst scharf beobachtet und glatt aus dem Wege geräumt, wenn es ihm einfallen sollte, selbständig ohne genaue Berücksichtigung des Interesses und der Würde des Ogbonibundes irgend etwas zu unternehmen. Wohl wollen die Ogboni, daß jeder diesem Instrumente mit allem Respekt und mit vieler Zeremonie huldige. Sie gehen darin mit Kotau und Bodenkuß stets voran; aber wehe, wenn das Instrument dieser Ogboni sein Grenzgefühl verliert, wenn es eine eigene Macht, einen eigenen Willen entwickeln will! Sofort wird ihm ein ominöses Zeichen zugesandt, und wenn er sich daraufhin nicht selbst entleibt, so erfolgt seine, des armen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bale, Vergiftung sehr schnell. Noch nicht allzuviel Zeit ist verstrichen, daß nach uraltem Ritus jeder Bale am Ende einer zweijährigen Regierung dem Ritualmorde verfiel.

Still und verschwiegen wirkte dieser unheimliche Bund. Laut und warmblütig rauscht das Alltagsleben durch die Straßen, die zum Teil von Hunderttausenden bewohnten Städte. Musikkapellen trommeln, rasseln und blasen vom Morgen bis zum Abend im Hofe des Bale; reiche Kaufherren ziehen, gefolgt von zahlreichen Klienten mit bedeutendem Wortschwall über die Märkte; anspruchsvoll dröhnt, hämmert, kratzt, kracht und randaliert das Handwerk unter Leitung wohlhabender, freigesinnter Meister. Stolz, prunkend, sich blähend gehen Stadtfürst, Kaufherr und Handwerksmeister nebeneinander her, bis ein kleines Wort jeden einzelnen, den einen wie den andern erschüttert, verstummen, sein Auge ängstlich umherirren, seine heimwärts gerichteten Schritte beschleunigen läßt:

›Der Herr des Stuhles!‹ –

Ich stehe vor dem Meister des Stuhles, das heißt: dem Oberhaupt des Ogboni. Ein kleines, jämmerlich dreinschauendes Männchen, eine verschrumpfte Gestalt, ein alter Kopf mit müden, halbgeschlossenen Lidern, eine zaghafte Stimme. Dies der Bundesälteste, der über Leben und Tod der Fürsten wie der Kaufherren, der Reichen wie der Armen, der Alten wie der Jungen entscheidet – der Herr der Fehme. – Heute sehe ich ihn das erstemal. Er ist vergnügt wie ein Kind. Er lacht und ist nichts als ›Gutfreund‹. – Nur manchmal schielt das Auge, wenn er sich selbst unbeobachtet glaubt, schief und scharf beobachtend zu mir herüber. –

Ich sehe den ›Herrn des Stuhles‹ des Ogboni zum zweitenmal.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich bin inzwischen in den Bund aufgenommen. Am 12. November besucht mich das gefährliche Männlein. Wir sprechen miteinander über meine Eigenschaft als Ogbonimitglied. Wir lächeln beide. Wir stellen fest, daß die Sache nicht ganz in Ordnung ist, weil beim Zeremonial (siehe das Tagebuch ›Und Afrika sprach‹, Bd. I, Kap. 3) die Lippen die Kolanuß nicht aus Menschenblut, sondern nur aus Tierblut aufgenommen haben. Wir sprechen über meine Verpflichtung dem Bund gegenüber. Wir sind dabei aufgestanden und wandeln den Gang zur Straße zu. Plötzlich sagt der kleine Herr: ›Das Blut der Hühner ist nicht so stark wie das der Menschen. Du wirst es sehen. Der ist uns gut und Freund, der sieht, aber nicht fragt. Ich oder einer meiner Brüder wird dich wieder besuchen.‹ – Seine Stimme ist hart und scharf, der Blick schräg und schneidend. –

Am 13. November wurde vom Ogboni auf der Hauptstraße Ibadans ein Menschenopfer dargebracht. Die Reste eines gemordeten Knaben lagen noch umher. – Innerhalb einer Stunde weiß das gesamte Ibadan um die Sache; aber kein Mensch will darüber sprechen. – Man sieht das. Alle Blicke sind scheu, alle Stimmen entweder gedrückter oder forciert laut. Wenn zwei ältere Männer aneinander vorübergehen, zuckt es verständnisvoll in zwei Augenpaaren auf. – Aber niemand spricht davon. Sogar in der englischen Residentur will man nichts davon wissen. – Nur die entsetzte Mutter rennt, von allen Leuten gemieden, durch die Straßen.

Etwa acht Tage darauf kommt ein Bursche. Ob ich nicht den ›Herrn des Stuhles‹ besuchen wolle. Er habe eine Gabe für mich. Ich mache mich auf den Weg. Wir begrüßen uns. Er sagt: ›Du

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fragst viel und niemand gibt gut Antwort!‹ – (Zum Teufel auch, der alte Herr hatte recht; niemals noch war mir die Kunst, Dinge der Religion anderer Völker zu erfassen, so schwer geworden wie hier.) – Ich gebe das zu. Er sagt: ›Du hast keine Frage gestellt, wo es sich nicht gebührt. Ich hoffe, daß die alten Leute von Ibadan dich befriedigen werden.‹ Dazu schenkt er mir einen schäbigen Truthahn.

Aber ich trage das reichste Geschenk der Welt mit heim. Die Sicherheit der Erfüllung meiner Forschersehnsucht. Vom andern Tage an habe ich jede gewünschte Auskunft erhalten. Alles, was bis dahin nur verneint hatte, gab sein Ja nach bestem Können.

Das verdanke ich dem kleinen verschrumpften Männchen, dem obersten Priester, dem ›Herrn des Stuhles‹ des Ogboni. – Ach, er hatte eine so gar kleine Hand; aber in der hatte er alle Macht der Riesenstadt zusammengefaßt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

EIN KÖNIG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

KÖNIG MUNSA

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

OFT HABE ICH MIR IN AFRIKA DIE FRAGE VORGELEGT: in welcher Art von Menschenhänden in diesem Erdteile vor allem die Macht liege. Ich sah in hoher Stellung nur wenige starke Menschen, die aus ihrem Lebenskreis heraus mehr als die Mehrzahl – aber viele schwache, die ihre Möglichkeiten überhaupt nicht zu erfüllen vermochten. Drei Lebensformen tragen aber auch dort die höchste Ausdehnungsfähigkeit in sich: die des Priesters, die des Königs und – die des Dienenden.

Alle drei sehen wir zunächst durch die Augen Europas. Wie sollten wir auch anders sehen, als durch unsere Augen, die wir nun einmal Europäer sind? – Ach, wenn Europas Sendlinge immer nur durch natürliche Augen gesehen hätten! Ach, wie viel anders stände es um manches Urteil, manche Überzeugung, manche Tat und Untat! Aber das ist das Schlimme: wenn die Europaforscher nach Afrika oder nach irgend einem andern schönen Erdteil hinauszogen, dann waren sie von vorne herein ausgerüstet mit Gläsern, mit festaufgeschnallten Brillen, durch die wir alles betrachteten, wie kleine Kinder im Spiele, etwa mit Hilfe von roten, blauen oder braunen Glasscherben sich die Welt wechselnd verzaubernd. Dem Europäer war das aber kein Spiel, die Schau durch das farbige Glas nicht wechselbar. Festaufgeschnallt war die Blickverzerrung; unerschütterlich ernst und überzeugt von der Unmöglichkeit, die Dinge anders als durch solche verbildenden Scherben zu sehen, starrte der Geist Europas in die Außenwelt. Indianer wurden zu Helden (Cooper), Südinsulaner zu Kindern der Inseln der Seligen (Forster usw.), Neger zu Fetischanbetern und Halbmenschen.

Wie sollte Europa nun bei so festem Willen zur Starre durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Blickverzerrung wahrnehmen, was sein natürliches, sein naturgeborenes, sein naturklares Auge sonst sofort hätte wahrnehmen müssen! – O, du armes und dummes Europa, das sich in seiner unendlichen Verblendung stets für allein urteilsfähig, für stets am weisesten, für das Wissens- und Beobachtungsfähigste gehalten hat! Und ihr armen andern, die ihr unter die Armseligkeit dieses schrecklichsten aller Aberglauben, der furchtbarsten aller Irrlehren, der schauerlichen Selbstüberhebung und Selbstvergötterung die Schönheit und Freiheit des Stiles eures Selbstseins zerfließen fühlt! Ihr armen andern!
Und dieses Augenglas Europas ward vielfach zur Verbrecherbrille! – in dem Augenblick, als der Zweck geheiligt werden mußte – als Europa für Amerika Sklaven brauchte! Da wurde ein christliches Gewissen schnell besänftigt, da wurden die Afrikaner zu schlimmsten Heiden, ihre Weltanschauung zum tierischen Fetischismus, ihre Priester zu Betrügern und Gauklern, ihre Könige zu barbarischen Lüstlingen und Menschenmördern gemacht – und sie wurden solange dementsprechend behandelt, bis sie das wurden, was sie sein sollten.
Europa aber exportierte sein schwarzes Elfenbein mit gutem Nutzen nach Amerika. –
Wehe, wann wird Europa diese schwarze Schmach wieder von sich abgewaschen haben!

Mit dem Sklavenhandel wurde die Brille abgelegt. Aber das von der Tatsächlichkeit zunächst geblendete Auge hatte eine gute Weile nötig, ehe es sich an das Licht in diesem Dasein gewöhnte. Vor 100 Jahren erreichte die erste Expedition der neuen Zeit am

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tsadsee das Innere des Erdteiles. Mächtige Staaten, große Hofhaltungen, prunkende Fürstenempfänge! Die Menschen in selbstgefertigten weitfaltigen Gewändern, große Architekturen, Städte mit hunderttausend und mehr Einwohnern! Das ertrug das dem direkten Tatsachenblick entfremdete Auge des Europäers nicht. Das konnte unmöglich afrikanisch sein. Schnell setzte Europa ein anderes Glas auf – die Brille des Islam. So konnte man sich mit der Tradition abfinden. Orient und Islam waren altanerkannt. Und islamische Priester- und Gotteshäuser gab es auch. Also war die Tradition gerettet, und somit wurde der schroffe Übergang von der vollkommenen Verachtung des gesamten Schwarzafrikas zur Anerkennung seiner Fähigkeit, uraltes Kulturgut durch Jahrtausende zu erhalten, geschaffen. Neger blieb Neger, Stumpfbold – Stumpfbold! Und dafür gab es Belege die Hülle und die Fülle. Versprengt zwischen den städtebildenden Herrschertümern höherer Kultur lebten kleine Völkchen nackt, armselig im Äußern, bedürfnislos und bescheiden. Das waren die Neger, das war das eigentliche Negerafrika. Das waren die Tiere. Und Moslim wie Europäer wetteiferten miteinander um die Palme, diese Niederen herabzusetzen und sich als die Heilbringer, die Segenspender, die Höchststehenden zu rühmen.

Das war ein angenehmer Ausweg. Das Höhere kam alles mit dem Islam. Das Niedere war afrikanisches Urgut. Nicht nur schlichte und abenteuerliche Forschungsreisende, auch gelehrte Männer verteidigten das durch dick und dünn. Man wollte nicht sehen, daß die sozialen Grundlagen des Königtumes nichts mit islamischen Staatsformen zu tun hatten, daß die Architektur und jedes Gewerbe dem Arabischen im Sinne der Konstruktion fremd-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

artig und eigenartig, daß Volksdichtung und Tradition altheidnisch waren!

Wie konnte dieses Brillenguckertum nun aber etwa ein Interesse gewinnen für das, was rein äußerlich als niedrig, hinterwäldlerisch, primitiv, urtümlich auf den ersten Blick erschien! Das versprach keinen andern Gewinn, als die gelegentlich pikante und würzige Zutat zur breiten Schilderung des pompös ›Islamischen‹. Das war gut als Hintergrund, von dem die Farbenpracht der Großen abstach. Der nackte Heide, der kümmerliche Heide, der geistlose Heide. Man schilderte ein komisches ›Kleidungsstük‹, eine archaistische Waffe, eine groteske Bauform. Aber man übersah, daß diese Niederen die Emsigsten von allen sind, waren, stets gewesen sein müssen. Denn durch die freiwillige Arbeit dieser in Berge und geschützte Täler verdrängten Niederlinge ernähren sie die Weltstädte, versorgen sie die Märkte. Ihre Architekturen sind an Formenreichtum, Durchbildung technischer Vollendung denen der Städte weit überlegen. Man übersah, was nicht zwangsmäßig gesehen werden mußte.

Wie konnte man aus solchem Blickwinkel heraus auf den Gedanken kommen, die Weltanschauung der Schichten zu untersuchen, oder gar erst in Betracht ziehen, welche von beiden Weltanschauungen, die der ›Höheren‹ oder die der ›Niederen‹ etwa tiefer, einheitlicher, größer an Format, schwerer an spezifischem Gewicht sei! Die Unmöglichkeit zu einer solchen Fragestellung war so selbstverständlich, daß auch, nachdem ich im Jahre 1913 die Großartigkeit dieser primitiven Menschen in ihrer Einheitlichkeit aufgedeckt habe, kein Mensch in Europa es wagte, hierzu Stellung zu nehmen. Erst jetzt . . .

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Was nun aber ist der Sinn eines afrikanischen Königtumes? Was heißt dort drüben ›Herrscher sein‹ im tiefsten Sinne des Wortes?

Einer hat das als erster gesehen, gefühlt und erlebt wie kein zweiter seit damals. Das war Georg Schweinfurth, der Entdecker des Ubangilandes, der Pygmäen, der Bedeutung innerafrikanischen Kulturwesens. Georg Schweinfurth stieß auf langen mühevollen Märschen vom Nil aus über die Wasserscheide Bahr-el-Ghasal-Kongo erst in das Gebiet der Sande, dann 1870 in das der noch so gut wie unberührt, d. h. erst kürzlich von den nubischen Elfenbeinhändlern eröffnete Mangbattu vor. Über die Mangbattu herrschte damals der große Munsa. Das war unverfälschtes ›Innerafrika‹. Schweinfurths Zeichnungen und sein Bericht sind Monumente klassischer Bedeutung. Seine wundervolle Schilderung des ersten Zusammenkommens mit dem König in der Riesenhalle, die von hunderten festlich geschmückter Menschen gefüllt war und die mit einer Beschreibung der nie vorher gesehenen Pracht hochstehenden Barbarentumes eingeleitet wird, sei hier wiedergegeben:

›So hatte ich wohl bereits eine Stunde, vertieft in das Anschauen aller dieser Herrlichkeiten auf meinem Sitz ausgeharrt, als endlich lauter Hörnerklang, Volksgeschrei und verdoppelter Donner der Pauken das Nahen des Herrschers zu verkünden schienen. Es war indes wiederum nur ein Präludium, denn Munsa lag immer noch in den Armen seiner Schönen, die ihn schminkten und bemalten. Große Rührigkeit machte sich am Eingange der Halle bemerkbar, wo eine großartige Ausstellung von Prunkwaffen hergerichtet wurde. Ich sah da Pfosten in den Erdboden ein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rammen und darüber verquer lange Stangen befestigen, um an diesem improvisierten Gerüst viele Hundert ganz aus Kupfer geschmiedeter Lanzen und Wurfspieße in allen Formen und Größen zu befestigen oder kreuzweise daran anzulehnen. Die Strahlen der äquatorialen Mittagssonne verbreiteten über diese Anhäufung von rotglänzendem Metall einen blendenden Schein und ein Glühen wie von flammenden Fackeln erstrahlte an allen Lanzenspitzen, deren symmetrische Reihen einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz des Herrschers abgaben. Es war in der Tat eine wahrhaft königliche Pracht, die da entfaltet wurde, waren für zentralafrikanische Begriffe Schätze von unberechenbarem Wert zur Schau, und alles bisher Gesehene weit in den Schatten stellend.

›Erst nach beendeter Aufstellung der Prunkwaffen schien es Ernst mit dem Kommen des längst angekündigten Königs werden zu wollen. Ein Hin- und Herrennen entstand von Ausrufern, Platzmachern und Festordnern, die Volkshaufen drängten nach dem Eingange zu – jetzt, still! – da kommt der König. Voran schreiten Musikanten, die auf kolossalen, aus ganzen Elfenbeinzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet naht endlich derben Schrittes der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße. Mohammed (der Führer der nubischen Handelskarawane) war seinem königlichen Freunde gefolgt und setzte sich mir gegenüber auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die andere Seite neben den König auf einen ihm dargereichten Schemel. Zur Feier des Tages hatte auch er seine besten Kleider angelegt, so saß er da im theatralischen Staat eines Obersten der Arnauten.

›Wohl hafteten meine Augen auf der phantastischen Figur des Kanibalenherrschers, nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von dem das Gerücht ging, er esse täglich Menschenfleisch. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformtem Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und Brust, auf dem Scheitel vorn ein großes halbmondförmiges Gebilde, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche, ein Staat, der freilich nach unseren Begriffen eines königlichen Schatzes unwürdig erschien, er erinnerte gar zu sehr an jene Rüstkammern bürgerlicher Opulenz. Sein Anblick hatte indes etwas über alle Maßen Bizarres, denn alles, was er an sich hatte, trug den unverfälschten Geschmack Zentralafrikas zur Schau, und nur die Kunsterzeugnisse des eigenen Landes wurden hier als würdig erachtet, der Majestät eines Königs der Mangbattu als Schmuck zu dienen.

›Ein imposanter Federhut beschattete das Haupt und saß über anderthalb Fuß hoch hinten auf der Höhe des Scheitels, indem er, wie es die Mangbattumode vorschreibt, über den oberen Teil des Chignons gestülpt war. Dieser Hut bestand aus einem schmalen Zylinder von feinem Rohrgeflecht und war außen mit drei Etagen von roten Papageifedern besetzt, große Federbüschel derselben Art krönten die Spitze. Einen Schirm hatte der Hut nicht, wohl aber war vorn über dem Scheitel nach Art der Schirmwehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

am Normannenhelme die erwähnte kupferne Mondsichel angebracht. Die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe. Am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben, die seinen ursprünglich hellbraunen Körper wie antike Färbung pompejanischer Hallen verlieh. Seine einzige Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des Landes abweichend, nur von ausgesuchter Eleganz und Feinheit, bestand in einem großen Stück verarbeiteter Feigenrinde, die mit demselben Farbstoff imprägniert war, der als Schminke diente, und umhüllte im äußerst schwungvollen Faltenwurfe den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke, stilrunde Riemen von Büffelhaut, die im Schoß zu einem kolossalen Knoten verschlungen waren und an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schön besäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen. Dieser Stoff war so sorgfältig behandelt worden, daß er ganz das Aussehen von schwerem Moirée antique erhalten hatte. Um den Hals hing feingegliederter Kupferschmuck, der einen Strahlenkranz über die ganze Brust warf, und an den nackten Armen waren sonderbare, mit Ringen beschlagene Zylinder befestigt, ähnlich den Trommelschlägeln, die ein Tambour an sich trägt. An den Gliedmaßen des Unterarms und des Schienbeins waren spiralige Kupferringe bis zur halben Länge hinaufgewunden, und unter dem Knie je drei glänzende hornartige aus Hipopotamushaut geschnittene und gleichfalls kupferbeschlagene Ringe befestigt. In der Rechten schwang Munsa als Zepter seiner Würde den sichelförmigen Mangbattusäbel, an diesem Platze eine Luxuswaffe von purem, lauterem Kupfer.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

›Als der König Platz genommen hatte, wurden ihm zur Rechten und zur Linken zwei schön geschnitzte Schemel oder Tischchen hingestellt, die das beständige Naschbedürfnis mit Servietten von Feigenrinde sorgfältigst bedeckt bargen. Wirklich kunstvolle Flaschen von porösem Ton enthielten sein Trinkwasser.

›Das war also Munsa, Selbstherrscher der Mangbattu, ein Abglanz jener halbmythischen Majestäten von Zentralafrika, von denen bisher nur die Namen nach Europa gedrungen waren, eine Art Muata Njamvo oder Groß-Makoko, den ich nun von Angesicht zu Angesicht erschaute, so recht ein wilder König ohne jede Spur entlehnten europäischen oder orientalischen Schmucks; war doch nichts Unechtes oder Erborgtes an ihm zu finden.

›Munsa mochte ein Mann von nahe an die Vierzig sein, seine ziemlich hohe Gestalt war schlank, aber kräftig, der Wuchs stramm und gerade, wie bei jedem Mangbattu. Durchaus nicht einnehmend waren seine Gesichtszüge, obwohl sie den nicht unschönen Typus dieses Volkes aufzuweisen hatten. Etwas Neronisches war an ihnen, etwas wie von Überdruß und Übersättigung. Ein ziemlich dichter Knebelbart saß am Kinn, auch die Backen waren mit einigem Haarwuchs bekleidet. Eine völlig kaukasische Nasenbildung schloß sich dem fast orthognaten Profil an, nur die besonders stark aufgeworfenen und wulstigen Negerlippen standen hierzu in lebhaftem Kontrast. In den Augen aber brannte ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und um den Mund ging ein Zug, den ich bei keinem der übrigen Mangbattu wiedergefunden habe. Da lagen Habsucht und Gewalttätigkeit höhnend auf der Lauer und die Freude am Grausamen; nie sah man den Mund zu einem Lächeln sich verziehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

›Eine geraume Zeit war verstrichen, bis zwanglose Blicke vom Könige zu mir herüberstrahlten, zu dem nie gesehenen Blaßgesichte mit den schulterlangen Haaren, dem Manne in der knappen schwarzen Hülle. Eine Begrüßung war meinerseits noch nicht erfolgt. Ich hielt den Hut in den Händen, da ich aber sah, daß jeder Mann auf seinem Sitze verblieb, als der König eintrat, so tat ich desgleichen und mußte warten, bis ich gefragt wurde. In der Halle tobten die wilden Fanfaren der Kannibalen. Munsa, der, während aller Augen auf ihn gerichtet, in nachlässiger Haltung vor sich zu Boden starrte, erhob ab und zu sein Haupt, und wenn er seine Augen scheinbar gleichgültig durch die Versammlung schweifen ließ, so bestrich ihr unheimliches Feuer auch meine Person, so tropfenweise seine Neugierde befriedigend. Wer in aller Welt, frage ich, hatte diesen wilden Afrikaner solche Fassung und Selbstbeherrschung gelehrt, wer den königlichen Aplomb und die Gravität seiner Schritte?

›Nach und nach begann er einige Fragen an mich zu richten, die sein erster Dolmetsch (der die Hauptperson in allem unsern Verkehr mit den Eingeborenen spielte, da er der Landessprache mächtig war) einem meiner beiden Niam-Niam übermittelte, der mir die Sprache arabisch wiedergab. Indes, sie waren sehr gleichgültiger Natur und berührten weder den Zweck meines Kommens, noch das Land meiner Herkunft. Munsas Fragen vergegenwärtigten mir den barschen Empfang, den einst Friedrich der Große Reinhold Forster, dem Begleiter des unsterblichen Cook bereitet hatte. ‚Hat er schon einmal einen König gesehen?' – ‚Ja, Majestät,' war die Antwort, ‚zwei zahme und drei wilde'. Überhaupt schien Munsa sehr ängstlich an dem Grundsatze der Orientalen festzu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

halten: ‚Nil admirari', sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Die gleiche Einsilbigkeit beobachtete er auch bei meinem späteren Besuche, wo es ohne jegliches Zeremoniell herging.‹

Soweit der Bericht Georg Schweinfurths aus dem Jahre 1870. – Als andere europäische Forscher (Junker, Emin Pascha, Casati) in diese Länder kamen, konnte nur noch festgestellt werden, daß Munsa im Jahre 1873 das Opfer einer Intrigue der nubischen Elfenbeinhändler und der Kugel aus einem nubischen Gewehr geworden war.

Dreiunddreißig Jahre später war Munsa zu einer mythischen Persönlichkeit geworden.

Dieses nun erfuhr ich selbst.

Im Jahre 1906 lag ich mit der Expedition am oberen Sankurru. Nur der herrliche Strom trennte mich von Lussambo, dem Lagerort eines belgischen Truppenteiles. Diese Soldaten waren rekrutiert aus allen möglichen Gegenden. Es waren da wilde Basoko vom Aruwimi und zierliche Mongo vom Tschuapa, schwere Baluba vom Lualaba und hochaufgeschossene Bari vom Nil. Unter ihnen waren auch einige Mangbattu. Um sie bemühte ich mich besonders. Es waren drei aufgeweckte Kerle, die mir allerhand aus ihrer schönen Heimat und – vom König Munsa erzählen konnten.

Ja, sie sprachen gern vom König Munsa; sie erzählten allerhand von ihm; aber was sie da berichteten, war nicht Erzählung von einem Eigenleben; es war letzter Nachklang von der Bedeutung eines untergegangenen Königtums, das nicht mehr allgemeingültig war, weil die jetzigen Könige nicht mehr so sind und leben,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weil mit Munsa als letztem der alten Art sich die Legende von einer Vergangenheit verbunden hat. Munsa war nicht mehr ein König, er war der letzte König der Vergangenheit, einer goldenen Vergangenheit und damit zu dem König geworden.

Allerhand Fürstenhöfe hatten wir damals besucht, die Einflußgebiete großer Herrscher durchquert, sterbende Traditionen von gewaltigen Königen der Vergangenheit eingesammelt. Gerade jetzt kamen wir aus der Hauptstadt Lupungus, des letzten machtvollen Fürsten vom südostafrikanischen Typus, dem auch vorher die heute schon degenerierten Prinzen des Kaniokavolkes zugehört hatten. Im Westen hatten wir verblaßte Überlieferungen über den Totila, den großen im Mittelalter herrlich gewesenen Kaiser vom Kongo gefunden; im Norden, uns jetzt wieder benachbart, dehnte sich das Reich des Königs der Bakuba aus, des kunstreichsten und kunstfertigsten aller alten Kulturvölker Innerafrikas im Süden des Kongo.

Vieles sprachen wir hiervon an schönen Abendstunden, und Angolaleute wie Bihe, Ubangibewohner wie Mangbattu, Basoko, Baluba, Bakuba hörten zu. – Und wer da etwas zu sagen hatte, erzählte vom Adel und Königtum seines Landes.

So ist es und war es in Bihe.

So ist es und war es in Urua.

So ist es und war es in Lunda.

Anders war es aber fast stets in Mangbattu zur Zeit des Königs Munsa.

Denn denkt doch nur: jeden Tag aß der König Munsa Menschenfleisch, mußte er Menschenfleisch essen!

In jeder Nacht mußte der König Munsa bei drei Frauen schla-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fen, niemals aber bei der gleichen in drei nacheinanderfolgenden Nächten!
Nie durfte der König etwas unternehmen, was sich nicht den Priestern im Orakel als ersprießlich enthüllt hatte!
Nie durfte er ein Gericht oder ein Getränk mit irgend jemand anders teilen!
Nie durfte er auf der bloßen Erde sitzen!
Stets mußte er dies!
Nie durfte er das! –
Ja um alles in der Welt, war denn der König ein gewaltiger König? – und gab es denn für ihn nie ein anderes als ›nur dürfen‹, ›nur müssen‹?
Oh, sicher war Munsa ein ganz großer König. Er konnte Kriege führen, gegen wen er wollte. Aber er fragte erst das Mapinge, das Orakel, ob es auch gut sei. Er konnte jeden Menschen töten, wenn er wollte, nur ließ er sich von den Priestern sagen, ob das auch wünschenswert sei. Er konnte jede Frau, die er wünschte, besitzen, nur ließ er erst das Orakel fragen, ob er auch eine gute Nacht haben werde.
›Und ihr andern Mangbattu, fragt ihr denn auch immer erst Priester und Orakel, ehe ihr etwas unternehmt?‹
In vielen Fällen fragen alle Mangbattu, das ist ja ganz klar, denn jeder Mensch will sich gern sicher sein des guten Ausganges seiner Unternehmungen. Aber ein gewöhnlicher Mensch ist doch zuletzt nicht König Munsa. Was ein gewöhnlicher Mensch tut, ist eigene Sache, was König Munsa tat, war aber Sache der Mangbattu, aller Mangbattu. Deshalb war ja König Munsa so groß und größer als jeder andere König. Und das sieht man daran, daß,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als König Munsa einmal Eigenes tat, er starb und Mangbattu an Nubier und Europäer fiel.

›Wie war denn dies?‹

Wie das war? Ja, das ist eine traurige Geschichte! Das hängt mit einer Frau zusammen und hat König Munsa den Tod eingetragen. Diese Sache aber war so. Eigentlich hat die Sache angefangen mit Tuba, das war nämlich der Vater König Munsas. König Tuba sandte immer Leute nach Osten, die mußten bei den schwarzen (die Mangbattu nennen sich ›rote‹, sie sind auch sehr hell) Völkern Vieh einfangen. König Tuba hatte eine Frau, die hieß Nitiko. Die liebte er sehr. Nitiko wollte durchaus eine solche Reise mitmachen. Das Orakel sagte, es sei nicht gut. Nitiko ging aber doch als Mann angezogen und bewaffnet mit zur Razzia. König Tubas Leute wurden fast alle totgeschlagen. Nitiko wurde gefangen. Von da an ging es König Tuba schlecht. Viele Jahre nachher gingen König Munsas Leute in das gleiche Land. Sie fingen unter den Schwarzen zwei junge helle Menschen, Bruder und Schwester, die hießen Langbo und Madnja. Das waren die Kinder der Nitiko. König Munsa freute sich an ihnen. Besonders das Mädchen Madnja liebte er sehr. Er hielt sie wie ein Kind. Einmal kamen Nubier. Einer von ihnen wollte Madnja zur Frau haben, König Munsa wollte es nicht. Das Mapinge sagte: ‚Gib Madnja fort.‘ König Munsa gab Madnja fort. Dann schrie sein Herz nach ihr. Er sandte einen Boten und ließ ihr heimlich sagen: ‚Entflieh dem Nubier. Ich will dich zu meiner Frau machen!‘ Madnja floh. König Munsa ließ Madnja verstecken. Das Mapinge war sehr böse. Das Mapinge verlangte, daß König Munsa den Langbo töte und von seinem Herzen esse. König Munsa mochte es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht. König Munsa ließ Langbo sagen: ‚Entfliehe!' Langbo floh. Ein Nubier kehrte zurück. Er erschoß den König Munsa. König Munsa hatte viele Tausend kupferne Schwerter (Trumbasche) und Lanzen. Er wurde als Leiche dazwischen aufgestellt. Langbo wurde gefangen und getötet. Die Priester gaben dem Mapinge. Es war zu spät. Der König war so groß, daß nur das ganze Volk seine Schuld zahlen konnte. Die Mangbattu sind auch heute noch groß und mächtig. Aber Nubier und Europäer sind im Mangbattuland. –
Siehst du, so groß war der König Munsa!
Und alle meine Dolmetscher und Zuhörer: Baluba und Lunda, Bakuba und Bakongo, Bassonge und Batetela stimmten dem zu.
Ein wohlgebildeter Loango murmelte aber:
›Der König ist das Leben (= mojo) seines Volkes.‹
Ich glaube, dies Wort ist nicht schlecht.
Der afrikanische König ist Volksschicksal. –
Im nächsten habe ich noch mehr hierzu zu sagen.

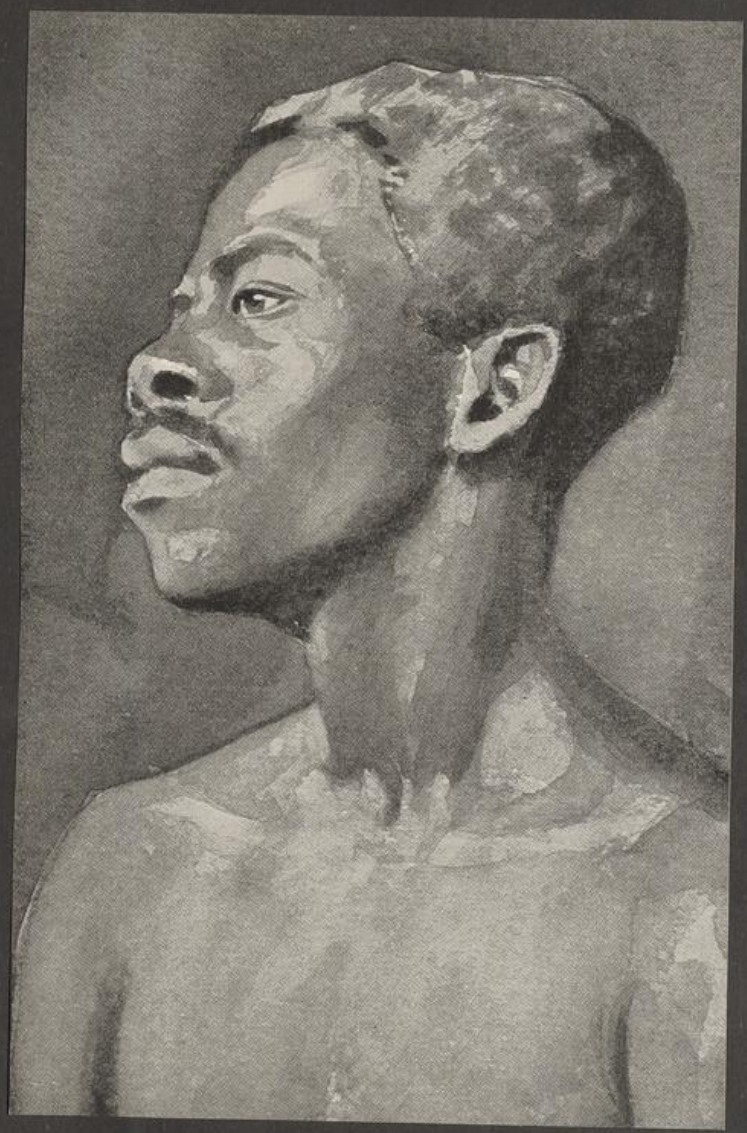
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PRINZEN DER FLUCHT

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

TSCHIKAJA

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

OFT HABE ICH MIR IN AFRIKA DIE FRAGE VORGELEGT: in welcher Art von Menschenhänden liegt in diesem Erdteile vor allem die Macht? Ich sah in hoher Lebensstellung nur wenige starke Menschen, die aus ihrem Lebenskreise mehr als die Mehrzahl – aber viele Schwache, die ihre Möglichkeiten überhaupt nicht zu erfüllen vermochten. Drei Lebensformen aber tragen auch dort die höchste Ausdehnungsfähigkeit in sich: die des Priesters, die des Königs und – die des Dienenden.

Die Dienenden!

Dienende in Afrika und Dienende in Europa – in Europa der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts – ein Wesensunterschied, der bis zum Gegensatz gesteigert ist! Zwischen beiden liegt die bewußt gewordene Utopie der Freiheit, des freien Willens. Der Europäer dient als Beamter seinem Berufe nach freiwilliger Wahl, als Arbeiter und Knecht aber unter dem Zwang des Geschickes. Dem Dienen erwuchs ein Wertmaßstab, als dessen unterste Stufen sich ausbildeten: Knechtschaft, Hörigkeit und Sklaverei!

Die Kulturgeschichte des Abendlandes mit seinen komplizierten Auffassungen von Ehre und Standesbewußtsein zeigt ein ständiges Anschwellen der Unterschichten, die Bildung immer neuer Stände nach unten und Verwässerung der Qualitäten nach oben, bis zuletzt die dienende Masse den »ersten Diener des Staates« stürzt, verjagt, verhöhnt, köpft. Zwei Arten des Dienens! Oben der Stolz, Diener einer Idee zu sein, unten der Hohn des der Macht Unterworfenen, der aus dem behaglichen Gefühl der Übermacht der Masse heraus sich bläht im Rufe: »Ich bin ein Proletarier!« Oben das Dienen ein stolzes Gefühl, Ausfluß höchster

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geistigkeit; der Priester dient Gott, der Professor seiner Wissenschaft, der Offizier seinem König – jeder in seiner Weise gehoben und getragen durch die Herrlichkeit, von der ein Abglanz auf ihn fällt. Stolz sind sie bis zum Hochmut. Unten dagegen Mißgunst, Neid, Unzufriedenheit, Empörung – Sklavenaufstand; das Dienen eine Schmach. Bis die ›Dienenden‹ als letzte Schichten ausgebildet und von dem Ehrbegriffe einer höheren Dienstbarkeit ausgeschlossen, durch Massenbildung eine Macht entfalten, die dem Sinn des Gehaltes Schachmatt bieten kann.
Das der naturnotwendige Vorgang im Gebiete der materialistischen Kultur – und nur in diesem. Von zweierlei Art ward so die Macht der Dienenden. Solche Spaltung erlebte Afrika nicht.

Ich lebte bei jenen Äthiopen, die als kleine Splitterstämme eingesprengt sind zwischen die großen Königreiche, Reichsherrschaften und ›Weltstädte‹ des Sudan – bei den Leutchen, die immer nur als Sippen Gemeinden bilden – vielleicht von 50 oder von 75, vielleicht auch nur von 20 Köpfen. Ein Gehöft umfaßt sie alle. Ein Speicher ernährt sie alle. Der Kräftigste unter den Älteren ist das natürliche Oberhaupt. Nach Altersklassen ordnet sich der Lebenslauf vom neugeborenen Kind bis zum greisenhaften unselbständig Gewordenen hinauf. Junge starke Kräfte schaffen Sprossen, die werden genährt. Alte verwelken wunschlos.
Alle aber dienen, dienen der Gesamtheit.
Alle sind stets froh und hilfsbereit.
Reiche Ernten steigern den Frohsinn bis zur tollen Ausgelassenheit.
Mißernten bringen schwere Sorgen; aber unendliche Geduld, alle gleicherweise ausfüllend, läßt alles ertragen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einmal rührte mich der Einblick in solches selbstverständliche Glück am Dienen bis ins tiefe Gemüt hinein. Das war gegen Ende des Jahres 1909, als ich, mit der mächtig angeschwollenen Expedition von Timbuktu das Nigerbogenland durchziehend, bis ganz dicht an die nördliche Grenze der deutschen Kolonie Togo gekommen war. Die letzten Märsche waren schwer. Im nördlichen Mossiland herrschte schon die Genickstarre, der kurze Zeit später selbst der mächtige Kaiser in Wagadugu zum Opfer fallen sollte. Die vorjährige Ernte war verbraucht, die neue noch nicht gereift. Plünderungszüge der Songhai, der Mossi und der Dagomba hatten die Weiler und Gehöfte der Splitterstämme verwüstet. An den Hauptstraßen Hungersnot, Verarmte, Sterbende und unbeerdigte Leichen. Schwer war es für die große Menschenmasse einen Weg zwischen Aufruhr, Not und Tod zu finden. Meist zogen wir auf Jägerpfaden durch menschenleeres Land.

Gegen Mittag kam ich in ein kleines Örtchen der Bussangsi. Die Kolonne rastete. Ich streifte, um die durch scharfes Reiten ermüdeten Gelenke zu geschmeidigen, durch die Umgebung. Da traf ich auf eine einsame improvisierte Hütte elendester Natur. Ein Greis lehnte an der Tür und kühlte die Stirn mit Wasser. Eine ganz junge Frau kam zum Vorschein, die brachte dem Alten frisches Wasser. Sie war jung und sproßhaft. Ich ließ mir einen Trunk reichen und sie dann fragen, ob der alte Mann ihr Vater sei. – Nein, das sei der Bruder ihres Großvaters. Aber es wäre der letzte Mann ihres Gehöftes. – Ob die andern denn alle tot seien. – Ja, tot oder verjagt. In ihrer Gegend (sie nannte diese Frafra, stammte also aus dem englisch-französischen Kusassigebiet) ist alles zerstört. – Was denn nun hier im Bussangsigebiet aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihr werden solle, wo sie so allein mit dem Alten sie. – Was aus ihr werden soll? Was denn? Sie wird den Alten pflegen bis er stirbt. Der Alte wird nicht mehr viele Ernten erleben. Er solle ein gutes Leben haben, damit er bereit sei, nach seinem Tode wieder zur Erde zu kommen. – Ja, und was denn aus ihr werden soll. – Das weiß sie nicht. Das ist auch ganz natürlich. Sie dient jetzt dem Alten. Und wenn der gestorben ist, er, der letzte der Sippe, dann wird er für sie sorgen. – Gelassen wendet sie sich um zu ihrer Beschäftigung. Sie dient, weil Dienen natürlich ist.
Sie dient der Idee der Sippe. Und dies macht sie stark.

Im Jahre 1911 stieg ich mit der Expedition vom Alantikagebirge im sudanischen Kamerun herab in die schöne Faroebene, in das Land der Tschamba und Dakka. Damit war ich wiederum in einem Restgebiet altäthiopischer Splitterkultur angelangt. Hier aber lebten nun nicht mehr nur die kleinen Sippen isoliert nebeneinander. Hier waren sie vereinigt zur Gemeinsamkeit in Verbänden, die – wenn sie nicht patriarchalische Anarchien hätten genannt werden müssen – den Namen von Staaten verdient hätten. Aber in diesen Verbänden trat das eigenartige der Sippenordnung noch klarer hervor als im Westen – wenn auch ein gemeinsames Oberhaupt die kleinen Bände zusammenschloß.
Dem Kleinverband der Sippe und dem Großverband mit seinem Oberhaupt war eines gemeinsam: tiefe Religiosität in den Formen aller Wirtschaft, in allem Gemeinleben, in jeder Phase des Menschenlebens. Nachdem im Sippenleben der Jüngling zum Greise aufgestiegen, nachdem sein Erdendasein abgewickelt ist, bringt man die Leiche zur Erde und erwartet die Wiedergeburt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Alten im jüngsten Sippensproß. Ein wahrer Kreislauf des Lebens, der diesen Menschen ebenso natürlich ist, wie Saat und Ernte, also Keimen, Aufwachsen, Blühen, Fruchttragen und Ruhe im Schoße der Allmutter. Alle Sippenverbände auf solche Weise kleine Eigenwelten regelmäßigen Wechsels von natürlichem Erdenleben und ebenso selbstverständlicher Erdenruhe. Jeder Kleinverband gleich der Lehnswelt eines Planeten, der Großverband aber ein Planetensystem mit einer Sonne in der Mitte, um das das Ganze sich bewegt. Diese Sonne, das Licht, das Vereinigende als Mittelpunkt aber der ›König‹. – König? Darf ich hier von einem König sprechen? – Als König einen Mann bezeichnen, der, wenn auch in schlichter Form, so doch aus tiefster Inbrunst heraus sieben Jahre lang verehrt wird, um dann – geopfert zu werden? Kein Zweifel, daß er sieben Jahre lang den hohen Namen verdient. Denn alle Rechte stehen ihm zu, Gewalt, wie sie kein anderer im Lande besitzt, auch nicht etwa der hohe Priester. Insignien hat er, Symbole der Macht und des Ansehens, die davon Zeugnis ablegen, daß sie viele Jahrhunderte lang ihm als dem Auserwählten allein zustehen; würdig ist er, getragen von Ehrfurcht, Untertänigkeit und liebenswürdig gütiger Fürsorge. Wenn er geht, laufen Leute voraus und räumen Steine und Äste aus dem Weg. Einer ruft: ›Achte, hier ist ein Loch im Boden;‹ ein anderer: ›Hebe den Fuß, hier ragt ein Baumstamm.‹ Wenn es bergab geht, stützen sie ihn, bergauf drängen sie ihn leicht und schiebend weiter. Felle und Matten werden vor ihm ausgebreitet. Jeder gibt ihm gern sein schönstes Lamm, sein kräftigstes Kalb, seinen weißesten Hahn. Und sie bitten ihn: ›Entscheide du, wer in diesem Streite recht hat.‹ Sie knien vor ihm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nieder und flehen: ›Laß dieses für mich, laß das für mein Feld, laß jenes für die Gesundheit meiner Kinder opfern.‹ Wandert er durch seine Gemeinde, so empfängt ihn Lachen und Jubel. Frauen halten ihm Kinder hin, daß er sie mit der Hand berühre. Greise wallen weiter, um vor ihrem nahen Tode noch einmal von ihm gegrüßt zu sein.

Nein doch. Ich brauche nicht zu zweifeln, dieser ist ein König, ein wahrer König, wenn auch ein König der Märchenwelt – der Märchenwelt des goldenen Zeitalters. Denn – ach! ich kann auch heute immer noch nicht an alles dieses denken, ohne voll Erstaunen den Kopf zu schütteln – nach sieben Jahren tiefster Verehrung wird er getötet. Ist das nicht schrecklich und noch viel merkwürdiger als schrecklich? Sieben Jahre lang einen Menschen lieben, als höchstes irdisches Wesen verehren, ihm alles Gute erweisen, jede Liebestat widmen, um ihn dann zu töten! – Vier Männer sind stets um ihn, das sind die Angesehensten im Lande. Sie haben priesterliche Würde; sie sind es, die als Altherren den König berufen und weihen; die gleichen sind es, die in der schauerlich mystisch-ekstatischen Zeit der Ernte, des Schneidens der Früchte, den Einsegnungen der Jugend, in der Zeit der Opfer und Gebete den König töten.

Was sie hierzu treibt? Frage sie!

Die Großväter taten so und ebenso deren Großväter. Es ist keine Zeit, in der das nicht geschah. Und alle mußten so tun. Wenn es unterlassen wurde, verwaiste die Ruhe, ward die gebändigte, gezügelte Welt im Schoße der Natur entfesselt. Ein Herr und König war dort mehr von Nöten als in dieser Welt. Und wie, wenn das Schreckliche geschehe, daß diese Natur nämlich herrenlos würde!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Welches Chaos! Die Wolken würden ruhen; die Äcker würden verdursten; im Busch würde der Buschherr, der Leopard, Frauen und Kinder schlagen; Schlangen würden die Füße des Mannes vergiften; Krankheiten würden stürmen und wüsten. Und wie es mit der Wiederkehr toll gewordener Verstorbener wäre, das ist gar nicht auszudenken. Sinn und Ordnung wären verloren. Man sieht, ein Herr, ein Ordner ist von Nöten. Deshalb muß der gute tiefverehrte König von dieser Erde scheiden und je besser er und je tiefer verehrt auf dieser Erde, in diesem Leben er war, ein desto größerer Ordner und Fürsorger wird er drüben sein. Ihr werdet verstehen! Der König dient dem Geschick! –

Also wie gesagt: Ich lag anno 1911 mit meiner Expedition im Farotal und versammelte um mich Vertreter vieler Völker aus nah und fern, daß sie mir Auskunft gäben über Sinn und Art ihres Daseins. Da waren Sarra und Lakka aus dem fernen Osten, dem Land zwischen Schari und Logone, Pakka und Marghi aus den Bergländern nahe dem Tsadsee im Norden, aus dem Südosten Bum und weitgewanderte Baja, aus dem Süden Bamum und Yaunde. Aus dem Westen aber trafen allerhand Leute von den Stämmen der Dakka und Tschamba ein. Unter ihnen eines Tages der König eines kleinen abgespaltenen und ins Land der Koana verworfenen Dakkavölkchens, das hier seit Generationen seine Selbständigkeit notdürftig durchgekämpft hatte.

Der gute freundliche Mann war in den besten Jahren. Seine vier Hofherren und eine Reihe tüchtiger Bauern begleiteten ihn. Es war eine hinterwäldlerisch schlichte Gesellschaft, die in altehrwürdiger Einfachheit sogar den sicher wenig übertünchten Tschamba ein Lächeln ablockte. Dieser König der Ausgewan-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

derten trug also auch seine Wünsche vor. Dann war er noch dageblieben, um mir Rede und Auskunft über sein Volk zu gewähren. Mit ihm nahm bei der in Betracht kommenden Unterredung noch ein Kirri-König, eine Erscheinung verwandter Art teil. Beide Könige würden, wie ich nun hörte, den heiligen Opfertod erleiden. Beide sprachen sich hierüber schlicht und ohne jede Scheu aus. Doppelt erschütternd mußte dies wirken, da hinter jedem der beiden hohen Herren drei oder vier Männer saßen, die sie in kurzem ins Jenseits zu befördern hatten.

Der Kirri-König sprach zuerst: ›In den letzten Jahren waren die Ernten nicht gut, die Regen waren schlecht; nach meinem Tod soll der Regen besser fallen.‹ Später fügte er hinzu: ›Ich habe einen kleinen Enkel, den ich sehr liebe. Er soll eine Frau aus guter Sippe heiraten. Von diesem Enkel will ich mich, wenn ich aus dem Busch zurückkehre, wiedergebären lassen.‹

Auch der Dakkafürst sprach dann freimütig und gelassen über das große Ereignis, ohne es als solches in seiner Darlegung erkennen zu lassen. Er meinte: Näheres könne man hierüber nicht sagen; er aber habe in seiner Erdenzeit auf alles geachtet, was gut und nützlich und was schlecht und hindernd sei; Opfer seien, soviel er wisse, nicht unterlassen worden; dennoch sei auch in seinem Lande der Regen schlecht gewesen; das wisse er und wolle nun, wenn die Sache bei ihm liege, hier Ordnung und Gang erhalten. – Ich fragte ihn, ob das nicht Schwierigkeiten bieten würde. Schwierigkeiten? – er sah mich erstaunt an – Schwierigkeiten? Er sei doch nun schon sechs Jahre König und verständig geworden. Er werde also das tun, wozu er ausersehen sei.

Und ein Dolmetscher, der Führer der vier künftigen Königs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entseeler nickte mit dem Kopfe: Jeder diene seiner Sache, so gut er könne; sie würden ihm den Weg zeigen und er, der König, werde ihn gehen; es hinge ja hiervon das Gedeihen und Wohlbefinden aller Menschen ab. –
Das ist altäthiopische Macht, erwachsen aus der Hingabe des der Weltanschauung und Sitte Dienenden.

Jahre vorher, gewissermaßen bei meinem ersten Schritt auf afrikanischem Boden, war ich schon einmal mit einem Beispiel aus der bunten Formwelt dieser Sippenbildungen bekannt geworden. Es war im Januar 1905. Ich war in Nocki oberhalb Boma mit einem Assistenten und dem vorher angeworbenen Diener Tschikaja ans Land gestiegen und wanderte zu Fuß über den Berg hinweg nach Banana. Tschikaja war ein schlanker Jüngling von der Loangoküste, einem Lande, das reicher wie viele andere bevölkert ist von urtümlichen, bizarren, barocken, verschnörkelten, in tausend Varianten schimmernden Anschauungen. Denn schon vor vielen Jahrhunderten hatten sich Kulturen aus dem fernen Nordwesten, aus dem Südosten und aus dem Nordosten gemischt und so schon vor der Ankunft der ersten Europäer (ca. 1494) ein Sittengebräu hervorgebracht, dem gleich einem Kristall jeder Strahl der Anschauung auf dem Hintergrunde des Staats- und Familienlebens ein farbenreiches Spektrum der Schicksale entzauberte. So ließ sich schon in den kleinen und großen Staaten des Landes seit langem kein Fürst mehr krönen, weil die Zeremonien der Krönung so kompliziert, jahrelangwierig, verantwortungsvoll und unerträglich waren, daß jedermann lieber auf einen Thron verzichtete, als die Wagnisse der Übernahme der Herr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schaft zu beginnen. Da nun zudem die Erbschaft hier durch die Frauenlinie erfolgt, das heißt also (ohne Rücksicht auf den Vater) nur abhängig ist von der Blutslinie der Mutter, da also nur Söhne von Prinzessinnen in Betracht kamen, so lag die Erledigung der Thronfolge in der Hand der Frauen und Mütter, die lieber mit ihren Kindern flohen, als sie den Gefahren eines Königsspieles auszusetzen. Somit wimmelte das Land von Prinzen, die nicht wußten, daß sie solche Eigenschaften hatten und die, infolge der Mutterflucht besitzlos geworden, in die weiten Länder zogen und seit dem Beginn der Kolonisation gern in europäischen Diensten Stellung nahmen.

Mit meinem Begleiter zog ich über den Berg bei Nocki und kam oberhalb Banana wieder an den Kongo. Da aber sah ich ein neu entstandenes Dorf eigenartiger Bauweise. Am andern Tage kehrte ich mit Tschikaja in dieses Dorf zurück und nahm die Architektur auf. In einem der langen Häuser lag ein alter Mann, der ganz gut französisch sprach. Er erzählte uns, daß das Dorf von alten entlassenen Soldaten erbaut sei. Er selbst sei sehr krank. Es war ein netter alter Geselle, und ich versprach, am andern Tage zurückzukommen und ihm Medizin zu bringen.

Gesagt getan. – Tschikaja hatte mit dem Gepäck zu tun. Ich stieg allein hinauf. Der Alte war glücklich und dankbar dafür, daß ich mein Wort gehalten habe. Er nahm die erste Medizin zu sich. Dann ließ ich mich neben ihm nieder, froh, ein verständiges Gespräch mit einem Fachmann führen zu können. Bald merkte ich, daß er ein wenig abwesend war und offenbar etwas auf der Seele hatte. Ich machte also eine Pause. Und richtig; er begann selbst zu erzählen. Er sei ein Loangomann. Er wisse also mit der Sache der Loango-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

leute Bescheid. Davon wolle er sprechen. Ob ich denn wisse, wer Tschikaja sei. – Ein Loango. – Ja, aber was für einer. – Woher sollte ich das wissen. – Nun, er sei ein ›Prinz der Flucht‹. – Was das sei. – Ja, was das sei; das sei eben einer, dessen Mutter oder Großmutter aus dem Heimatort geflohen sei, damit ihr Nachkomme nicht König wurde. Er kenne die Leute Tschikajas. Tschikaja scheine ein sehr guter Junge zu sein. Ob ich dann aber wisse, wie man ›Prinzen der Flucht‹ behandle. – Nein, denn ich wäre eben erst in Afrika angekommen.

So, dann wolle er es mir sagen. Und er wolle mir überhaupt sagen, wie man mit Negern umgehen müsse. Man solle sie immer gerecht behandeln und loben und strafen, wie sie es verdienen. Denn alle Neger seien Kinder. Das habe er von Missionaren gehört. Die Missionare sprächen viel, was er nicht verstehe. Hierin hätten sie aber recht. Und was für die Neger allgemein gälte, das wäre noch viel wichtiger für die Behandlung der Prinzen der Flucht. Prinzen der Flucht wären stets fähig zu beidem: zum Guten und zum Bösen. Zum Bösen kämen sie, wenn man sie schlecht behandle oder sie nicht fest erhalten könne in ehrfurchtsvoller Ergebenheit. Dann könnten die Prinzen der Flucht zu wilden, alles zerreißenden Tieren werden. Das wäre schrecklich. Ließe man ihnen aber die Freude, den Herrn zu verehren, dann würde ein Prinz der Flucht mehr leisten als irgendein anderer Neger. Ja, so verhalte es sich mit den Prinzen der Flucht aus Loango im speziellen.

Als Wort für ergeben hatte der brave Alte immer den Ausdruck dévoué verwendet. Ich bat ihn, mir im einzelnen zu sagen, was er damit meine. –

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Was Ergebenheit hier heiße? Dem wahrhaft Ergebenen wird der Dienst zu höchster Kraft, dem nicht Ergebenen zur Last. Last aber drücke den Menschen herunter und ließe ihn niemals zur vollen Freude und Kraft kommen!

Ihr Schwarzen aller Erdteile und ihr, die ihr mit diesen zu tun habt, hört diese goldenen Worte eines alten schwarzen Soldaten. Niemals wird es möglich sein, durch Gesetzesparagraphen ihren tiefen Sinn zu ermessen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

NATIONALITÄT, KULTUR, RASSE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ITANKA, DIE RASSIGE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

IM JAHRE 1905 ÜBERSCHRITT ICH AUS DEM INNERN Kongobecken und aus dem Kongostaat kommend den Kassai und befand mich damit auf dem Boden des portugiesischen Angola, im Bereiche einer sehr eigenartigen Volksbildung, im Lande der Kioque. Bei den Lubastämmen war ich im Kulturkreise Südostafrikas gewesen. Diese Luba sickerten aus dem Kongoquellgebiet heran. Die Kioque jedoch kamen von dem Plateau, welches im Süden die Wasserscheide Kassai-Sambesi bildet. Eine neue Welt. Schon wenige Tage nach dem Eintreffen im Kioquegebiet, das mir schwer genug gemacht worden war (vgl. »Im Schatten des Kongostaates«, S. 318ff.), war ich von ihr so stark befangen, daß ich das Balubagebiet hunderte von Tagen hinter mir zu haben vermeinte.
Hier im Kioquegebiet wurden Einblicke in das Kräftespiel von Nationalität, Kultur und Rasse gewährt, deren Schau sämtliche Eindrücke, die ich auf allen späteren Reisen gewann, entscheidend beeinflußte und somit grundlegende Bedeutung erhielt. Allerdings, den Urgrund der Erscheinung eines plötzlich und unvermittelt auftauchenden Nationalismus, den konnte ich erst aufdecken, nachdem reiche Erfahrungen und sorgfältige Untersuchungen am Nordrande Schwarzafrikas, an der Südgrenze der Sahara mir das Bild im Großen geklärt hatten.
Hier nun eine Schilderung dieser eigentümlichen Erscheinungen nach dem ungedruckten Tagebuche von 1905 (Manuskripte 1, Ethnographie IX, S. 19ff.).

Die Kioque repräsentieren unter allen mir bekannt gewordenen Stämmen Südafrikas das einzige Beispiel kriegerisch und handelspolitisch energischen Vordringens. Die Baluba schwellen von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Osten heran. Sie sickern als Rasse. Sie gehen im fremden Dienst als Arbeiter auf. Sie verlieren die Stammeszugehörigkeit, weil sie keine Nationalität besitzen. Die Kioque besitzen dagegen eine Nationalität und erfüllen sie ständig. Bei ihnen kann man studieren, wie das Nationalitätsbedürfnis oder -verständnis wirkt.
In Moamba traf am Tage nach unserer Ankunft ein Bote Mwuilas ein. Mwuila brauchte hundert Leute mit fünfzig Flinten. Wozu, das war nicht gesagt. Möglich auch, daß man es uns und unsern Leuten nicht sagte. Wie ein Bienenschwarm summten die Angesehenen zusammen. Nach fünf Minuten Besprechung lief alles in alle Richtungen. ›Mwuila braucht das. Mwuila erhält es.‹ Es handelte sich um den weitest nach Norden vorgeschobenen Posten der Kioquewanderung. Es war selbstverständlich, daß er in jeder Weise gestützt wurde. Noch am gleichen Abend gingen hundert Männer mit fünfzig Gewehren ab – für mich eine traurige Sache, denn die mir zugesagten fünfundsiebzig Träger fielen fort. – Ich fragte den Häuptling Moamba, was er oder seine Leute für die Hilfeleistung erhalte. Er zuckte die Achseln. ›Vom Tschikapa (also aus Süden) kommen schon wieder andere.‹ Die da nach Norden zogen, würden sicher nur zum Teil zurückkehren. Ein Teil siedelt sich dort oben an. Das Kioquevolk treibt unaufhörlich nach Norden und die Städte der Häuptlinge sind für den großen Strom nur Herbergen, Rastplätze. Die Jugend zieht weiter nach Norden, bis ein guter Platz gewonnen ist, der sich für Körnerbau und als Sklavendepot eignet und bei genügendem Reichtum an jungen Weilern zur Urwaldlichtung, Dorfgründung und reichlicher Kindererzeugung lockt. Da bleibt dann die reifende Jugend. Eine neue Herberge wandernder Abenteurer ist gegründet. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leute greisen hier und deshalb findet man in den Dörfern nach Süden zu mehr alte Leute und beschauliches Leben, an der Front des Vormarsches mehr Jugend und Unternehmungslust.

Wie bei keinem andern Volke Südafrikas kann man bei den Kioque die Wirkung des Nationalgefühles erkennen, kann man beobachten, wie heterogene Elemente zusammenfließen. Natürlich kann nur der kleinste Teil dieses mächtig um sich greifenden Volkskörpers aus Kioqueblut bestehen. Und doch ist das Ganze ein Schlag, eine Art. Alles Fremde und Neue bildet sich sogleich nach dieser Art um. Das ›Neue‹ und ›Fremde‹ sind Sklavenelemente. Der Kioque kauft vor allem andern Sklaven. Nur ein Teil dieser Sklaven wandert nach Westen, um gegen Vieh und Gewehre umgetauscht zu werden. Das Vieh repräsentiert aufgespeichertes Kapital. Die Gewehre werden den Sklaven übergeben. Die bewaffneten Sklaven repräsentieren aber das zinstragende, arbeitende Kapital. Sie stellen das zunächst Fremde und Neue im Nationalkörper vor.

Das Wesen dieser Art von Sklaverei will verstanden sein. Es gibt kein widerwilliges Dienen und stumpfsinniges Ertragen in dieser Form der Sklaverei. Die Leute, die nach Westen gegen Gewehre verkauft werden, die haben allerdings meist kein glückliches Los, keinerlei Frohsinn und nicht viel Fortschrittliches zu erwarten. Die Sklaven jedoch, die im Dienste der Kioque bleiben, die sind vom ersten Tage an mit diesem Zustand in eine höhere Form des afrikanischen Lebens eingeführt. Denn sie haben eine Flinte erhalten! Und damit sind sie eine Art bewaffneter Händler! Sie können im klugen Wirken für ihren Herrn von diesem gar bald eine Frau und später die vollständige Freiheit erhalten. So war

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mwuila, der mit Pogge und Wißmann durch das von diesem erschlossene Bassongegebiet gereist war, ein Sklave Mukanjangs und ist heute ein höchst einflußreicher Häuptling. – Mit der Flinte zieht in den Sklaven sogleich das Nationalitätsgefühl ein. Um alles in der Welt läuft er nicht mehr fort und in seinen alten faulen Schlaraffenzustand zurück. Nein, er hat mit der Flinte zusammen auf der Stirn die Kioquetätowierung erhalten. Er gilt als Kioque, er wird als Kioque geachtet, ein frohes Händler-, Jäger- und Wanderleben lacht seiner. Die Nationalisierung ist vollendet. Es soll nie vorkommen, daß ein solcher Sklave entrinnt. –

Jedem Kenner wird es auffallen, daß diese Form der Nationalerweiterung genau dem arabischen System von 1870–1890 im Westen des Tanganjika entspricht. Es ist die uralte Form der ostafrikanischen Nationalbildung, die wir bei allen Fortschreitenden im Südosten seit Jahrhunderten wahrnehmen können, die Form der Nationalerweiterung, die dem südostafrikanischen Kultur- und Rassendasein entsprossen ist. Sie birgt in sich die Kraft eines schnellen Fortschritts, gleichzeitig aber auch den Keim der Fäulnis. Solche Gründung kann nicht perinieren. Das fühlt man schon nach wenigtägigem Aufenthalt in einem älteren Dorf solcher Gründungsform, etwa in Kabakaba. Vorn in der fortschreitenden Linie war alles Einheit und alles ging nach dem Maßstab der Tüchtigkeit. Kioqueadel und Kioquesklave – Schulter an Schulter. Dagegen tragen in den alten Dörfern die Adligen gar pomphaft die ›Dschimba‹, sitzen auf Vorrechten und vornehmen Stühlchen, beziehen aus dem Süden eine echte Kioquefrau, leben vom alten Ruhme und stecken das ein, was ihre Linienkämpfer in Handel und Wanderleben erringen. Es sind die Zwischenhändler,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Faulen, Geriebenen. Sie umgeben sich mit einem Hofstaat, leben in reichem Weiberflor und in ewigen Rechtsstreiten. Der großen Einheit der vorderen Fortschrittslinie entspricht im Hinterlande ewige Häkelei, Katzbalgerei und oftmals blutiger Eifersuchtskrieg. Der Zerfall des Einflusses und die Machteinbuße tritt in der Nachhut der Kioque noch schneller ein als bei einem Stamme vom Typus der Baluba, weil deren Sozialkörper zwar vaterrechtlich veranlagt ist (der älteste Sohn erbt nach dem Vaterbruder Reichtum und Häuptlingstum), aber auf der andern Seite kein Herrscherhaus die Bedeutung und die traditionelle Macht etwa einer Jamwo-Dynastie erworben hat, ja, weil es überhaupt keine Herrscherhäuser gibt.

Die Erkenntnis der Vergänglichkeit und des endgültigen Mangels national-sozialer Einheit und Haltbarkeit darf uns aber nicht hindern, die intensive Nationalisierung als solche anzuerkennen und zu würdigen. Und dieser Prozeß, der allein die Aufsaugung so vieler heterogener Elemente, das Anwachsen eines kleinen Stammes zu einer Volkswelle verständlich macht, äußert sich in Kunst und Hüttenbau, Geistesleben, Handwerk, Tracht. Als Rasse leben in einem Dorfe vielleicht fünf Kioque und vierhundert Fremdstämmige. Als Nation betrachtet, stellen alle vierhundertfünf eine Einheit dar.

Die Rasse der Kioque führt uns zu eigenartigen Fragestellungen. Die Nationalentwicklung, wie ich sie eben zu umschreiben suchte, macht es unmöglich, von einer einheitlichen Rasse ›Kioque‹ zu sprechen, ein Beleg dafür, wie gefährlich es ist, Rassen- und Kulturprobleme durcheinander zu bringen. Denn wenn seinerzeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Kioque ganz zur erstarrenden Ruhe, damit zur äußeren Vereinheitlichung und zum abgeschlossenen kulturellen Typus gelangt sein werden, dann sind im Volkstypus an Elementen erhalten: Kioque, Bapende, Baluba, Bekete, Bangala, Massongho, Bambunda, Kalunda usw., und es dürfte doch sehr die Frage sein, ob die Herausbildung eines rassigen Typus mit der Abklärung einer kulturellen Einheitlichkeit und Selbständigkeit auch im neuen Gebiet Hand in Hand geht.

Die Buntheit, die heute herrscht, spottet jeder Beschreibung. Die Kioque sind gleich an Tätowierung, Tracht und Vitalität, sonst nicht. Und doch gibt es fraglos einen absolut klaren und reinen ›Kioquetyp‹ auch im anthropologischen Sinne. Man erkennt ihn auf den ersten Blick. In jedem Kioquedorfe sahen wir fünf bis zehn echte Typen neben drei- bis vierhundert anderen. Fast immer waren es Frauen, nur selten Männer. Wenn vorhanden, trat er meist so klar hervor, daß es nicht zu verkennen war. Der alte Kioquetypus ist jedenfalls nicht das, was wir unter Negertypus verstehen. Er ist ausgesprochen hamito-mongoloid. Ich gebrauche dieses Mischwort, weil mir jede der beiden Beziehungen allein genommen nicht genug sagt. Die ausgesprochen schiefe Augenstellung liegt im mongolischen Typus, die vornehme graziöse Linienführung des Profils entspricht dagegen mehr unserer Auffassung des hamitischen, wie wir es zum Beispiel in edlen Berberköpfen nicht selten wahrnehmen.

Als mein Maler und ich zwei dieser Typen zum erstenmal sahen, sagten wir wie aus einem Munde ›Ägypterinnen‹. Und kleine Jungen solcher Mütter nötigten uns das Wort auf: Eskimo. Denn der kindlich runde Schädel mit den vorspringenden Backenkno-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

chen, den schiefen Chinesenaugen und verhältnismäßig gelbbraunen Haut wirkten überzeugend. Wahrscheinlich hätte man solche Gestalten, im Kreise von Mongolen sehend, als den Mongolen fremdartig erkannt. Aber hier unter Baluba-, Bapende- und Baketeleuten hatten sie mehr das den Mongolen Typische. Ich betone, daß in den Hamito-mongoloiden hier ein ›hinneigen zum‹, kein ›genau gleichen‹ verstanden sein will.

Die Frage nach dem direkten ›woher‹ stand uns im Vordergrunde. Die Herkunft der Mütter mußten wir kennen, um das Dasein dieser Kindergesichter verstehen zu können. Und darauf erhielten wir Antwort. Es war schon aufgefallen, daß Frauen des ägyptischen Typus stets nur in den Häusern der einflußreichen Häuptlinge lebten. Es waren die ersten Gattinnen Moambas, Tschifammas, Mona Kabakabas. Kabakaba sagte mir, daß, wenn ein Häuptling sehr wohlhabend und einflußreich geworden sei, er sich im Süden bei den Kioque eine Frau kaufen lasse, eine Frau, deren Vater und Mutter Kioque sind, ›eine Frau aus dem Lande, wo der Kassai herkommt‹. Das Land, wo der Kassai herkommt, wird aber als das Ursprungsland, das eigentliche Heimatland der Kioque von allen bezeichnet. Hier also liegt ›ursprünglicher Typus‹ vor; ursprünglich auch im wünschenswertesten Sinne geographischer Beziehung.

Wenig hatten wir zu tun mit der Frontstellung der Kioque. Ich erlebte sie vor allem im Hintertreffen, in den Ortschaften der Steifgewordenen. Da erschienen sie denn in jeder Kleinigkeit als Vertreter einer Kultureinheit – einer Einheitlichkeit in dem Bedürfnis und in der Fähigkeit umzuwerten, die war erstaunlich. Aus dem Reisewerke wiederhole ich einige Szenen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kaum waren wir in der ersten Kioquestadt angelangt, als meine bis dahin eine erschreckliche Zukunft befürchtenden Träger wie von einem Alpdruck befreit jubelnd aufatmeten. Denn zunächst wurde umgehend die Magenfrage gelöst. Und reicher können Felder nicht Frucht tragen, eiliger können Frauen nicht Essen bereiten, herrlicher können Erdnüsse nicht geraten. Natürlich will alles bezahlt sein.

Ja, alles will bezahlt sein, auch die Geschenke. So raffinierte Ausnutzung der Geschenksitte kannte ich noch nicht. Freund Moamba, der gar ehrbar und immer jovial lächelnd in meiner Nähe weilte, sah kaum, daß mir irgendein Gegenstand gefiel, so ›schenkte‹ er ihn mir auch schon. Ein Stuhl ist hübsch, ich erwähne das. ›Nimm ihn, er ist dein!‹ Ein Schwein ist besonders groß, ich mache meine Begleiter darauf aufmerksam. Gleich ist Moamba zur Stelle: ›Nimm es, es ist dein!‹ So geht es in einem fort. Nachher arbeite ich. Ein Mann kommt auf meinen Arbeitstisch zu: ›Moamba hat dir mein Schwein geschenkt.‹ Ich sage: ›Ach so, das war nicht Moambas Schwein, und du willst es zurückhaben?‹ Der andere antwortet entrüstet: ›Das ist geschenkt‹, und dann mild lächelnd: ›du kannst ihm ja auch etwas schenken.‹ Ein anderer Mann kommt: ›Moamba hat dir meinen Stuhl geschenkt‹. Ich sage: ›Ach so, jetzt willst du ihn bezahlt haben?‹ Der andere entrüstet: ›Bezahlt? Geschenke bezahlt man nicht. Schenke mir etwas.‹

Am andern Tage eins, zwei, drei, vier usw., im ganzen zwölf Häuptlinge! Alle kommen mit so großen dicken Schweinen, wie ich sie vordem in Afrika nie sah, und ein jeder ist schon von vornherein in dem Gedanken, daß ich die Gabe nicht annehmen könne, beleidigt. Und so will sich die schlaue Bande eiligst mei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ner Stoffe bemächtigen. Selbstverständlich alles mit der größten Liebenswürdigkeit. Natürlich hält das mein kleiner Warenvorrat nicht auf die Dauer aus, aber immerhin mußte ich doch eine ganz große Portion von Schweinen akzeptieren, und war recht froh, als mein belgischer Gefolgmann sich bereit erklärte, die Tiere für die Handelskompanie zu übernehmen. Zuletzt habe ich mich diplomatisch aus der Affäre gezogen. Ich hatte unglücklicher- beziehungsweise glücklicherweise noch Messingdraht bei mir, der in diesem Lande gar keinen Wert hatte, weil er momentan im Überfluß vorhanden war. Ich schenkte für die Schweine nicht Stoffe, sondern Messingdraht, und schleunigst hörten die weiteren Zufuhren auf. Alles in allem war meine neue Freundschaft recht teuer.

Dann kamen die Frauen des Dorfes – ein neuer Geschäftstrick – und tanzten, tanzten den Zeichner der Expedition direkt in Begeisterung, daß er sogleich zu Papier und Feder griff, um einige der allerdings allerliebsten Szenen festzuhalten. Der Refrain eines letzten alten Abschiedsliedes lautete am 6. Oktober abends: ›Tschiballaballa ist ein Sohn Kabassu Babus, und er hat viel Stoffe und Perlen und Salz, Matabischi, Matabischi.‹ Das letzte Wort Matabischi bedeutet Geschenk.
Es kamen fröhliche maskierte Bekischi vom Nachbardorfe herüber, denn es war nebenan just Beschneidungszeit. Sie tanzten – ein neuer Geschäftstrick. Die Maskentänze der Bakischi waren früher gar feierliche Zeremonien, hier aber klang ihre Stimme lieblich und im höchsten Fistelton vibrierend: ›Matabischi, Matabischi!‹ Es führt bei den Kioque alles zu Geschäft, Geschenk, Einnahme.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gleich am ersten Abend ist Moamba in diskreter Weise zu mir getreten und hat mich gefragt, ob meinen Leuten nicht das Essen viel besser schmecken würde, wenn die Frauen es in abendlicher Plauderstunde tête-a-tête überreichten. Ich suchte lächelnd die Lösung des Problems abzulehnen, indem ich bemerkte, das ginge mich nichts an, das sollten die Leute machen, wie sie es wollten. Mir wäre es nur recht, wenn sich die Kioque mit meinen Leuten recht anfreundeten. – O Himmel, daß ich den letzten Satz aussprach! Als ich abmarschierte, trat Moamba zu mir und sagte freundlich lächelnd: ›Die Kioque haben sich mit deinen Leuten sehr gut angefreundet, besonders die Frauen, willst du ihnen nicht ein Geschenk machen?‹ – Ich sage nochmals, hier wird alles zum guten Geschäft. So verfluchte ich im Innern meinen Satz von der guten Freundschaft.

Aber einmal, hier im gleichen Dorfe Moamba, erlebte ich auch das Aufbegehren jenes Blutes, das in die vorderste Linie der Kioquewelle vordrängte und nun im allgemeinen Hinterwasser des Kulturstromes mit aller nationalistischen Leidenschaft der Urrasse aufbegehrte. Die solches mir enthüllte, war ein reiner Tropfen des Kioquequelles, es war ein junges Weib, keine andere als Itanka, die junge Gattin des Fürsten Moamba. –
Es war schon spät in der Nacht. Ich saß noch mit einem Lubadolmetsch in meiner Arbeitshütte. Itanka, die Schöne, trat herein. Sie setzte sich in einen Winkel. Nach einiger Zeit sagte sie zu dem Dolmetsch in gebrochenem Luba: ›Katukka! (Mach, daß du herauskommst!)‹ Ich fragte: ›Weshalb soll er gehen?‹ ›Ich will mit dir allein sprechen.‹ ›Ich verstehe dich schwer. Er sagt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mir alles in meiner Sprache.‹ Itanka schwieg. Ich arbeitete weiter. Nach einer Weile begann Itanka wieder, diesmal in leisen Tönen: ›Tschiballaballa, Moamba sagt, ich solle heute bei dir bleiben,‹ ›Itanka, das geht nicht.‹ ›Moamba wird mich schlagen.‹ ›Ich werde morgen mit Moamba sprechen.‹ Schweigen.

Mit einem Ruck sprang Itanka auf. ›Tschiballaballa, du ziehst weiter. Du ziehst dahin, wo die Kioque mit dem schwarzen Volk (bantu bafike; die Kioque bezeichnen die andern Neger als Schwarze, sich eher als Rote) kämpfen. Auch ich will dorthin. Ich will nicht im Frieden leben mit den Schwarzen. Ich bin rot. Ich will mit dir gehen. Ich wollte zu den Männern, die im Kriege mit den Schwarzen liegen. Ich werde zurückgehalten im Lande, wo die Bafike sich den Bauch vollschlagen und soll den Bafike helle Kinder gebären. So ist es. Ich soll für die Bafike auf den Markt gehen. Ich soll für die Bafike Feld bestellen. Ich soll für die Bafike Essen machen, und ich soll den Bafike helle Kinder gebären. Das will ich nicht mehr. Tschiballaballa. Nimm mich mit. Bringe mich zu den Kioque, die gegen die Bafike kämpfen.‹

Itanka stand vor mir, bebend vor Erregung, das Antlitz von Tränen übergossen, zornig und flehend. Ich redete ihr begütigend zu; ich kramte ein Geschenk zusammen, das Moamba und sie befriedigen mußte. Ich sandte das scheinbar getröstete große Kind mit dem Dolmetscher nach Hause. Ich glaubte, damit einen Konflikt, eine nur vorübergehende Wallung beigelegt zu haben. – Ich täuschte mich.

Als ich einige Zeit später bei den Bapende nach den neuesten Nachrichten aus dem Kioquelande fragte, wurde mir als erstes erzählt: das junge Weib Moambas ist ihrem alten Ehemann ent-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

flohen. Sie ist mit einem jungen Burschen in die kriegerische Front des Kioquetumes entwichen. – Also doch.
Heute weiß ich, daß dies eigenartige Kioqueblut aus der vordersten Welle der über Ostafrika nach dem fernsten Süden vorgedrungenen hamitischen Rasse und Kultur hervorgegangen ist. In Itanka hatte Nationalismus, Kultur und Rasse gegen das Äthiopentum und gegen die Negerrasse revoltiert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

INHALT

Seite

Das Lied des Gnomen 3
Hadj, die Jungfrau 15
Der Gast Gottes 31
Die Räuber 45
Der Skalde 59
Der Heide 73
Die Adlige 87
Hetären 103
Die Matrone 115
Der Herr des Stuhls 129
Ein König 143
Prinzen der Flucht 161
Nationalität, Kultur, Rasse 175

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

BILDTAFELN

Seite

Nasenbläser. Hans Martin Lemme del. 1905 3

Hadj. Hermann Frobenius pinx. 1912 15

Ein Gast Gottes. Frh. v. Stetten del. 1914 31

Maurische Räuber. Leo Frobenius phot. 1907 45

Korongo. Fritz Nansen del. 1908 59

Tarakorro-djon. Fritz Nansen del. 1908 73

Djalla. Leo Frobenius phot. 1908 87

Kurtisane in Bida. Carl Arriens del. 1911 103

Die Matrone. Fritz Nansen del. 1908 115

Der Älteste der Ogboni. Carl Arriens del. 1910 129

König Munsa. Georg Schweinfurth del. 1870 143

Tschikaja. Fritz Nansen del. 1912 161

Itanka, die Rassige. Hans Martin Lemme pinx. 1905 . 175

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Druck des
1.–3. Tausend dieses Werkes
erfolgte im Jahre 1924 bei Poeschel & Trepte in Leipzig. Die Bildtafeln stellte F. Bruckmann A.-G., München, her. Emil Preetorius zeichnete Einband und Titel. Einhundert numerierte Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und vom Verfasser eigenhändig signiert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

UB Frankfurt
57 175 257

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main